

Julian Winiker: Die bronzezeitlichen Vollgriffschwerter in Böhmen. (Prähistorische Bronzefunde Abt. IV, Bd. 19.) Steiner. Stuttgart 2015. IX, 110, 31 S., Ill., 31 Taf., Kt. ISBN 978-3-515-11211-6. (€ 68,-)

In der an spekulativen Mutmaßungen und Ungewissheiten gewiss nicht armen Disziplin der Vor- und Frühgeschichte bietet das Schwert einen verlässlichen Ankerpunkt für technisch-objektbezogene wie sozialtheoretische Diskussionen. Als Weiterentwicklung des ebenfalls zweischneidigen „Waffenbruders“ Dolch seit dem späten 4. Jahrtausend in Vorderasien belegt¹, tritt das Schwert spätestens Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends seinen Siegeszug als vorwiegend maskulin konnotiertes (Prestige-)Objekt in Mitteleuropa an. Im Gegensatz zu multifunktionalen Objektgattungen wie Axt, Beil oder Pfeil und Bogen, mit denen gehackt, gejagt, aber auch ein Mensch getötet werden kann, ist das Schwert als explizit genutzte Hieb- und Stichwaffe im Nahkampf ein steter Begleiter in bronzezeitlichen Grab- und Hortverbänden, mit zuverlässigem Zeigerwert für die Ausbreitung und Selbstdarstellung früher Eliten².

Die Dominanz der Schwerter als archäologisches Forschungsobjekt hat auch ihre Spuren in der Reihe *Prähistorische Bronzefunde* (PBF) hinterlassen: Seit 1970 haben sich verschiedene Autoren in bislang 19 publizierten PBF-Bänden der Katalogisierung dieser Fundgattung angenommen, hinzu kommen die als Supplement der Zeitschrift *Pravěk* vorgelegten Vollgriffschwerter in Mähren³ sowie die derzeit noch in Bearbeitung befindlichen Vollgriffschwerter im polnischen Gebiet (vgl. S. 1 Fn. 1)⁴.

Vorliegender Band ist im Kern eine im Jahre 2002 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster angenommene Magisterarbeit, die offenkundig auf einer bereits recht umfangreichen, von Bernhard Sicherl vorgenommenen Materialsammlung beruht und mittels mehrerer Reisen ins Arbeitsgebiet erweitert und ergänzt werden konnte. Laut Buchtitel sollten strenggenommen lediglich die *Vollgriffschwerter* aus dem böhmischen Raum Eingang in die Fundstoffsammlung finden, zumal Petr Novák bereits 1975 die bronzezeitlichen Schwerter aus der damaligen Tschechoslowakei in den PBF untersucht hat.⁵ Um einer Aktualisierung des Fundstoffs Rechnung zu tragen, hat sich Julian Winiker jedoch dazu entschieden, drei in Nováks Kompendium nicht berücksichtigte *Griffzungenschwerter* kurz mitabzuhandeln (S. 81 f.).

Die von W. vorgenommene Katalogvorlage böhmischer Vollgriffschwerter folgt formal der klassischen Gliederung einschlägiger PBF-Bände. Auf einen denkbar knapp gehaltenen Abriss zur Forschungsgeschichte – der Autor belässt es hier bei einer kaum dreiviertelseitigen Zusammenstellung grundlegender wie aktueller Literatur –, Chronologie und Quellenlage schließen sich Überlegungen zu der immer noch kontrovers diskutierten Funktion der Klingen an, wobei W. hier sowohl metallurgische Qualität als auch Gebrauchsspuren in Betracht zieht. Die Zusammenstellung des eigentlichen Fundstoffes folgt in großen Teilen der trotz jahrzehntelanger Forschungs- und Publikationsdynamik immer noch gültigen Gruppierung Friedrich Holstes und Hermann Müller-Karpes, die mit ihren Arbeiten ein bislang unverrückbares Fundament für die prähistorische Schwerttypologie

¹ Beispielsweise CHRISTIAN E. SCHULZ: Zum Aufkommen des Schwertes, in: *Anodos 4-5* (2004-2005 [2006]), S. 215-229.

² CHRISTOF CLAUSING: Untersuchungen zur Sozialstruktur in der Urnenfelderzeit Mitteleuropas, in: *Eliten der Bronzezeit. Ergebnisse zweier Kolloquien in Mainz und Athen, Teil 2*, Mainz 1999, S. 319-420.

³ JIŘÍ ŘÍHOVSKÝ: Die bronzezeitlichen Vollgriffschwerter in Mähren, in: *Pravěk, Suppl. 7* (2000), S. 93-178.

⁴ MICHAL BUGAJ: Die Vollgriffschwerter in Polen (in Vorbereitung).

⁵ PETR NOVÁK: Die Schwerter in der Tschechoslowakei, München 1975.

Mitteleuropas gelegt haben⁶. Ein Anhang zu radiografischen Untersuchungen an böhmischen Vollgriffschwertern, Verzeichnisse und Register sowie der obligatorische Tafelteil runden die Arbeit ab.

Gleich zu Beginn des Kapitels „Quellenlage“ zeigt sich ein prekäres Detail der vorliegenden Untersuchung: Gut ein Drittel des im Katalog präsentierten Fundstoffes gilt seit dem Zweiten Weltkrieg als verschollen, was fraglos den Kriegs- bzw. Nachkriegswirren im böhmischen Gebiet geschuldet ist (S. 4). Logischerweise entziehen sich diese lediglich in älterer Literatur vermerkten Stücke einer eingehenden, modernen Autopsie, die in manchen Fällen bestimmt zu einer notwendigen Revision von typologischen oder technologischen Aspekten geführt hätte. Dies gilt umso mehr für die nur als reine Fundnotiz vermerkten mutmaßlichen prähistorischen Schwerter unbekanntem Typs. Hier wird das lobenswerte Bemühen des Autors offensichtlich, den fragmentarisch erhaltenen und zum Teil ungenügend dokumentierten Fundstoff – sogar inklusive eines als moderne Fälschung deklarierten Antennenschwertes (S. 87 f., Nr. 119) – dennoch möglichst umfangreich zur Diskussion zu stellen.

Die vom Autor ins Feld geführten Unterscheidungskriterien zu Trocken- oder Flusspatina in Bezug auf den Fundkontext der besprochenen Schwerter erscheinen hingegen etwas vage und subjektiv: „Flussfunde sind in der Regel mittelbraun, gelegentlich hellbraun [...] oder fast unpatiniert [...]. Doch gilt diese Regel nicht ausnahmslos“ (S. 4 f.). Hier wäre – zumindest bei den noch vorhandenen Stücken – die Angabe von objektiv nachprüfbareren Farbcodierungen, etwa den Munsell Soil Colour Charts, wünschenswert gewesen, vor allem da nur ein relativ kleiner Teil der Schwerter archäologisch beobachtet geborgen werden konnte – mit häufig lückenhaften und beizeiten irreführenden Fundnotizen.

Erfreulicherweise widmet sich W. im Kapitel „Zur Funktion“ sowohl Befunden, die als Schwertzubehör gedeutet werden können, als auch einer kritischen Musterung verschiedener Schwerttypen hinsichtlich ihrer Eignung als Nahkampfwaffe – ein so wichtiger wie wünschenswerter Diskurs, der den Lesegenuss einer gezwungenerweise schematisch aufgebauten Katalogarbeit nicht unerheblich steigert. Solange sich Reparaturspuren wie Nachschliff oder die Ausbesserung von Hiebscharten nachweisen lassen, steht eine praktische Nutzung freilich außer Frage. Technische Gesichtspunkte wie ein unausgewogenes Gewichtsverhältnis zwischen Griff und Klinge oder nachlässige Verarbeitung lassen an einer Eignung als effektive Hiebwaaffe im Kampfgeschehen dagegen zumindest zweifeln; hier mag die bloße Zurschaustellung eines prestigeträchtigen Objektes zu profanen wie rituellen Anlässen im Vordergrund gestanden haben. Durchaus schlüssig klingt daher auch die abschließende Argumentation des Autors, die mittelbronzezeitlichen bis frühurnenfelderzeitlich datierten Vollgriffschwerter im Gegensatz zu den technisch ausgereifteren Halbvollgriffschwertern der späten Urnenfelderzeit aufgrund mangelnder Effizienz im Kampfgeschehen überwiegend als Schauobjekte zu klassifizieren (S. 26). Er gibt jedoch zu bedenken, dass für kriegerische Auseinandersetzungen untauglich erscheinende Schwerttypen überraschenderweise doch Spuren von antikem Kampfgeschehen tragen können – beispielsweise belegt an einem flach gegossenen frühen Schwert vom Typus Arslantepe.⁷

In Verbindung dazu steht Harry Wüstemanns und Bernhard Sichelers Expertise (S. 89-96) zu an 14 Vollgriffschwertern vorgenommenen radiografischen Untersuchungen, die wichtige Anhaltspunkte zu Fertigungstechnik und Funktionstüchtigkeit von Vollgriff-

⁶ FRIEDRICH HOLSTE: Die bronzezeitlichen Vollgriffschwerter Bayerns, München 1953; HERMANN MÜLLER-KARPE: Die Vollgriffschwerter der Urnenfelderzeit aus Bayern, München 1961.

⁷ THOMAS ZIMMERMANN, NECDET DILEK, TOLGA KAĞAN ÖNDER: Ein neues Schwert vom Typus „Arslantepe“ – frühmetallzeitliche Waffentechnologie zwischen Repräsentation und Ritual. Mit einem archäometrischen Beitrag von Latif Özen und Abdullah Zararsız, in: Prähistorische Zeitschrift 86 (2011), S. 1-7.

schwertern liefern. Hier wäre jedoch die Reproduktion zumindest einer Auswahl charakteristischer Röntgenaufnahmen wünschenswert gewesen, um die Ausführungen besser nachvollziehen zu können.

Die Redaktion der PBF hat in guter Tradition dieser Publikationsreihe einmal mehr exzellente Arbeit geleistet. Diakritica sind – soweit der des Tschechischen nur bedingt kundige Rezensent dies beurteilen konnte – sauber gesetzt, die Sprache ist flüssig zu lesen, und der Tafelteil besticht durch Qualität wie Detailgenauigkeit.

Trotz der erwähnten quellenbedingten Widrigkeiten darf die vorliegende Arbeit als rundum gelungen bezeichnet werden, auch und vor allem da sie sich trotz des traditionell antiquarisch-deskriptiv ausgerichteten Selbstverständnisses der PBF aktuellen archäometrischen Fragestellungen nicht verschließt. Für interregional angelegte Forschungsarbeiten zur bronzezeitlichen Bewaffnung Alteuropas sollte dieses Werk von nun an in einschlägigen Bibliografien zitiert vorzufinden sein.

Ankara

Thomas Zimmermann

The Slavs on the Danube. Homeland Found. / Slavjane na Dunae. Obretenie rodiny. / Slavii de pe Dunăre. Descoperirea patriei. Hrsg. von Roman A. Rabinovich und Igor O. Gavritukhin. (Stratum plus. Archaeology and Cultural Anthropology, Heft 5.) Biznes-Elita. Sankt-Peterburg u. a. 2015. 360 S., 156 Abb., 2 Tab. ISSN 1608-9057. (€ 20,-.)

Die moldawische Zeitschrift *Stratum plus* erscheint seit 1999 zweimonatlich, wobei sechs chronologisch aufeinanderfolgende Hefte pro Jahr zu unterschiedlichen Schwerpunktthemen herausgegeben werden. Das Oktoberheft Nummer 5 ist dabei immer mittelalterlichen Themen vorbehalten. Die Beiträge erscheinen auf Russisch; Inhaltsverzeichnis, Abbildungsunterschriften, Schlüsselwörter und kurze Zusammenfassungen sind jedoch zusätzlich auch auf Englisch und Rumänisch abgedruckt.

Das vorliegende Themenheft versammelt vorwiegend Aufsätze zu den frühen Slawen im Donauraum, wie bereits der nicht ganz leicht zu übersetzende Titel suggeriert. Räumlich erstrecken sich die (überwiegend archäologischen) Beiträge von Tschechien, Mähren und der Slowakei über den Ostalpenraum bis zum nordöstlichen Balkan und zum Karpatenbecken. Der Band ist aus Anlass seines 150. Geburtstages dem Andenken des tschechischen Archäologen und Ethnologen Lubor Niederles (1865-1944) gewidmet, der sich vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jh. intensiv mit den Slawen auseinandersetzte. Seinem Leben und Wirken sowie seiner forschungsgeschichtlichen Bedeutung sind in einem einleitenden Block die ersten beiden Aufsätze gewidmet, denen wiederum eine Einführung ins Thema durch den Hrsg. Igor Gavritukhin vorangestellt ist. Zusammenfassende Arbeiten zur Archäologie der frühen Slawen im Donauraum sind schon seit Längerem nicht mehr erschienen, insofern betont Gavritukhin als eines der Hauptziele des vorliegenden Sammelbandes die Darstellung des aktuellen Forschungsstandes und der wichtigsten Forschungsdesiderata.

Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die Datierung der frühesten Fundplätze der Prager Kultur, welche gemeinhin mit der Ausbreitung der Slawen verbunden wird. Mit der Einwanderung und den Kontakten zu Vorgänger- und Nachbarkulturen befassen sich für Böhmen, Mähren und die Slowakei die Aufsätze von Nad'a Profaňová, Dagmar Jelínková und Gabriel Fusek. Für die Westslowakei werden dabei die frühesten Fundplätze der Prager Kultur mit der Donauperiode der Langobarden parallelisiert, die vom späten 5. bis in die zweite Hälfte des 6. Jh. reichte. Während hier an eine lange Forschungstradition angeknüpft werden konnte, legen Andrej Pleterški und Ioan Stanciu Aufsätze zu Regionen vor, über die aktuelle Forschungen erst kürzlich zu einem neuen Bild der frühen Slawen geführt haben. Pleterški kann für Nordwestslowenien und Nordostkroatien einen frühslawischen Horizont des 6.-8./9. Jh. herausarbeiten, der sich auch mit Radiokarbonaten belegen lässt und von ihm in einen größeren Zusammenhang

mit den angrenzenden Regionen Österreichs und Ungarns sowie auch mit den sehr frühen Brandbestattungen mit Gefäßen vom Prager Typ aus Regensburg-Großprüfening (6./7. Jh.) gebracht wird. Stanciu entwickelt, ausgehend vom Theiss-Gebiet, seine Sicht auf die Ausbreitung der frühen Slawen im Karpatenbecken, die er dort ebenfalls bereits ab dem 6. Jh. identifizieren zu können glaubt.

Die serbische Balkanregion ist durch zwei Aufsätze vertreten. Đorđe Janković stellt seine auf langjährigen Forschungen beruhende Hypothese zur Slawisierung Nordillyriens und Dalmatiens im 5.-6. Jh. vor, wobei er verschiedene Quellen heranzieht und eine Neubewertung bekannter Fundplätze vornimmt. Den Gedanken, dass Slawen mit Byzanz zur Grenzsicherung kooperierten, legt auch Dejan Radičević seiner Materialzusammenstellung zugrunde, einem Katalog als frühslawisch angesehener Siedlungsplätze der serbischen Donauregion. Zu dem Schluss, dass die erste Generation der Slawen südlich der unteren Donau *foederati* gewesen seien, gelangt ebenfalls Nikolay Hrisimov auf der Grundlage seines Fundstellenkatalogs für den „nordöstlichen Teil der Balkanhalbinsel“ (S. 309, gemeint sind Bulgarien und Südostrumänien), da die frühesten Funde slawischer Keramik nahezu ausschließlich von byzantinischen Kastellen stammen.

Diese archäologischen Beiträge mit hauptsächlich regionalem Bezug werden durch zwei etwas anders ausgerichtete Aufsätze ergänzt. Es handelt sich hierbei zum einen um den Artikel von Michel Kazanski, der sich einmal mehr mit der Materialgruppe der Militaria und des Reitzubehörs des 5.-7. Jh. auseinandersetzt. Seine Vorlage in Katalog und Tafeln geht dabei weit über das Donaugebiet hinaus und umfasst den gesamten osteuropäischen Raum von der mittleren Elbe bis zum Einzugsgebiet des Dnepr. Zum anderen präsentiert Petr Šuválov seine Quellenanalyse des *Strategikon* des Pseudo-Maurikios aus dem 6./7. Jh. Darin erkennt er drei im „Slawenkapitel“ (XI.4) verwendete, voneinander verschiedene Quellen, die die Slawen jeweils aus einer etwas anderen Perspektive sehen.

Insgesamt ist auf diese Weise ein Band entstanden, der einen guten Überblick über die aktuellen Forschungen zu den frühen Slawen im Donaauraum verschafft. Es ist sicher teilweise den Hrsg. geschuldet, dass hierbei recht einhellig das Bild eines frühen Nachweises von Slawen im weiteren Donaauraum bereits im 6.-7. Jh. gezeichnet wird, während andere, z. T. gänzlich konträre Ansichten wie die von Florin Curta zwar als stimulierend für die Diskussion gewürdigt werden, aber ansonsten keinen weiteren Eingang in die Darstellungen finden. Beschlossen wird der Band durch zwei Diskussionsbeiträge zur Antinormannismus-Debatte, die sich auf einen Artikel aus Heft 5/2014 beziehen und jenseits des Schwerpunktthemas stehen.

Göttingen – Sankt-Peterburg

Jens Schneeweiß

Cameron Sutt: Slavery in Árpád-era Hungary in a Comparative Context. (East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450-1450, Bd. 31.) Brill. Leiden u. a. 2015. 241 S. ISBN 978-90-04-24833-5. (€ 119,-)

Cameron Sutt tritt in große Fußstapfen: In seinem vorliegenden Buch geht es im Kern um die seit Marc Bloch ausgiebig diskutierte Abgrenzung zwischen Sklavenwirtschaft und Leibeigenschaft sowie um die Frage, wann und weshalb das eine System das andere ablöste. Dabei wählt S. allerdings eine ungewöhnliche Perspektive: Er erörtert abhängige Arbeit im Mittelalter anhand eines umgekehrt diachronen Vergleichs. Ausgangspunkt und Zentrum der Untersuchung bildet das spät christianisierte Reich der Árpáden – und nicht, wie sonst üblich, das frühmittelalterliche Westeuropa. Vom Spezialfall Ungarn (11.-13. Jh.) aus werden interessante Vergleichsperspektiven auf das Europa der Karolinger (9. Jh.) entworfen, die sich dem traditionellen Modernisierungsnarrativ entziehen, welches osteuropäische Entwicklungen üblicherweise entlang eines westlichen Modells erzählt. Dabei schlägt der Vf. außerdem eine wichtige Brücke zwischen der Feudalismusforschung einer westeuropäisch dominierten Mediävistik und einer international und epochenübergreifend organisierten Sklavereiforschung. In der gegenwärtigen Debatte um die Vielge-

staltigkeit von Sklaverei und die unzähligen Grauzonen zu anderen Formen unfreier Arbeit positioniert sich S. mit einem Plädoyer für klar abgegrenzte Analysekatoren und stellt seiner Untersuchung eine eigene Definition von Sklaverei voran: Sklaven gehörten im Unterschied zu Leibeigenen zum persönlichen Besitz ihres Herrn, waren ausschließlich von dessen Willen abhängig, hatten jedwede Form von Arbeit zu entrichten und konnten weder dauerhaft geschützte Eheverbindungen eingehen noch die Weitergabe von Land, Recht und Besitz an ihre Nachkommen sicherstellen.

Auf der Basis von Gesetzestexten und Rechtsurkunden wird sodann, quellennah und thesenfreudig zugleich, den *servi* der Árpádenzeit (11.-13. Jh.) nachgegangen. Die *aratores* (Bauern) des 11. Jh. waren allesamt *servi*, die nicht mit dem Boden, den sie bewohnten, sondern mit dem Pflug, den sie bedienten, assoziiert wurden. Dabei konnten diese Bauernsklaven jederzeit für jede Art von Arbeit herangezogen werden. Nur die Klöster mit ihren großen Ländereien differenzierten früh zwischen denjenigen, die in der Nähe der Abtei lebten und für jedwede Arbeit zur Verfügung standen, und solchen, die in großer räumlicher Distanz lebten und klar definierte Aufgaben und Abgaben zu entrichten hatten. Erst im 13. Jh., in einer Zeit massiven Arbeitskräftemangels, begannen auch die weltlichen Landbesitzer, die gegenüber den von Andreas II. angeworbenen Siedlern (*hospites*) aus dem Westen unter Druck geraten waren, einen Teil ihrer Sklavenfamilien (meist die Frauen) freizulassen (*libertini*) und nach dem Vorbild der *servi ecclesiae* mit klar definierten Aufgaben zu betrauen. Mit dem Aufstieg der Dorfgemeinschaft vollzog sich schließlich an der Wende zum 14. Jh. der Wechsel vom Landgut (*praedium*) zum Lehen (bei S. „serf-plot“). Der auf einem Grundstück ansässige Bauer wurde nun mit dem von ihm zu bearbeitenden Boden zusammengedacht, den er jetzt ohne die Zustimmung seines Herrn verkaufen, verpachten und vererben konnte. Aus den *servi* waren, auch im Wortgebrauch, *iobagiones* geworden.

Das Bild, das hier gezeichnet wird, setzt sich in vielerlei Hinsicht ab von etablierten Forschungsnarrativen: Weder dem neuen Menschenbild der Kirche noch dem rebellischen Verhalten der unterdrückten Bauern, weder der vermeintlich unökonomisch gewordenen Wirtschaftsform Sklaverei noch den Invasionen der Mongolen wird hier das Wort geredet. Vielmehr sei es zum einen die hohe Abwanderungsrate der *servi* in die benachbarten Ländereien der Klöster und Siedler und zum anderen das steigende Bedürfnis weltlicher Landbesitzer nach Münzgeld für Kornhandel und Söldnerwesen gewesen, was schließlich den Wandel gebracht habe.

S.'s Studie kommt in der zunehmend transkulturell und epochenübergreifend geführten Diskussion um eine „New History of Work“ zur rechten Zeit. Sie bietet wertvolle Vergleichsmöglichkeiten für die Figur des Sklaven als „cross-cultural category“ und das Phänomen der Sklaverei als „cognitive process of labeling“ (S. 23). Bedauerlich blass bleibt für solche Transfers der Eintritt der *servi emptitii* in den Status des Sklaven. Auch wird man den Verdacht nicht los, dass eine selbst gebastelte Vorabdefinition das Abgrenzungsproblem zur Leibeigenschaft nicht wirklich löst. Zielführender wäre es hier wahrscheinlich gewesen, wenn der Vf. stattdessen die sporadischen Ansätze für eine historisch-semantische Erfassung des Phänomens zum methodischen Ausgangspunkt gemacht hätte. Die Bedeutung dieser Fallstudie zu einem gemeinhin als Sklavenreservoir deklarierten Raum steht damit aber nicht in Frage.

Zürich

Juliane Schiel

Legitimation von Fürstendynastien in Polen und dem Reich. Identitätsbildung im Spiegel schriftlicher Quellen (12.-15. Jahrhundert). Hrsg. von Grischa Vercaemer und Ewa Wólkiewicz. (Quellen und Studien, Bd. 31.) Harrassowitz Verlag. Wiesbaden 2016. 400 S., Ill. ISBN 978-3-447-10555-2. (€ 54,-)

Für die Fürsten der Vormoderne in Polen und im Reich war die Legitimation ihrer Herrschaft eine entscheidende Frage und Aufgabe. Die Voraussetzungen dafür waren in

beiden Großregionen unterschiedlich: Im Reich existierte ein Wahlkönigtum ohne feste Residenz mit in vielerlei Hinsicht heterogenen Räumen, in Polen eine dauernde Piastenherrschaft mit dem zumindest ideellen Zentrum Krakau.

Der hier von Grischa Vercamer und Ewa Wólkiewicz vorgelegte Konferenzband beruht auf einer Tagung am Deutschen Historischen Institut in Warschau im Dezember 2012. Im Zentrum der Konferenz stand die vergleichende Analyse von diplomatischen und chronikalischen Quellen aus dem Reich und Polen hinsichtlich der Ausbildung und Entwicklung von Legitimität und Identität fürstlicher Dynastien. Die verschriftlichten Ergebnisse werden hiermit in deutscher Sprache vorgelegt.

Nach einer Einleitung hebt Vercamer die Notwendigkeit einer Selbstverortung jedes fürstlichen Geschlechts und die daraus resultierenden Identitätskonstruktionen hervor. Es folgen vier Überblicksbeiträge: Jörg Rogge beschäftigt sich mit der Genese innerdynastischer Kommunikation über Land, Haus und Fürstentum bei den Wettinern, Wittelsbachern und Habsburgern und stellt dabei heraus, dass die Dynastie und nicht die Leistungen einzelner Mitglieder zum Leitgedanken des innerdynastischen Diskurses um Identifikation wurde. Marcin Pauks Referat handelt von den Piasten im 12.-13. Jahrhundert und stellt drei Strategien der Visualisierung von Herrschaft und ihrer Legitimation heraus: 1. Urkunden und Münzen, 2. tradierte Vornamen, 3. ein gemeinsamer Heiligenkult und Stiftungen. P. zieht immer wieder Parallelen zur Situation im Reich, gerade hinsichtlich der Intensivierung von Herrschaft durch Regionalisierung. Jan Hirschbiegel greift in seinem Beitrag die Trias von Hof, Herr und Herrschaft mit Bezug auf die Ergebnisse der Hof- und Residenzenforschung auf, wobei er aufzeigt, wie sich der Hausbegriff im Reich als Kollektivum für Dynastie, Land und Einwohner durchsetzte. Er bezieht sich dabei auf Birgit Studt (S. 67 f.), welche die dynastische Historiografie als stabilisierendes Element regionaler Herrschaft im Spannungsfeld von Anspruch und Realität hervorhebt. Steffen Schlinker gibt in seinem rechtshistorischen Beitrag zur Territorialisierung und Dezentralisierung von fürstlichen Rechten im Hoch- und Spätmittelalter einen Überblick über „die Entwicklung vom locker, regional gebundenen und auf Streubesitz basierendem Fürstentum zum frühneuzeitlichen Territorialstaat“ (S. 353).

Es folgen sechs Beiträge, in denen die Legitimation und Identität am Beispiel von Fürstendynastien im Reich untersucht werden. Zum Auftakt beschäftigt sich Vercamer mit dem Selbstverständnis der Welfen in der *Historia Welforum* (1190-1191). Er hebt hervor, wie eigenständig die Welfen ihre Legitimität gegenüber dem Kaiser konstruierten und sich ideell mit Haus, Land (besonders Bayern) und Leuten verbanden. Oliver Auge zeigt, wie die mittelalterliche Chronistik zur Legitimation der Herzöge von Pommern und Mecklenburg beitrug. Diese Legitimation ergibt sich aus der besonderen Betonung der *antiquitas* des spät bekehrten slawischen Geschlechts der Greifen durch die Chronistik, wobei fantastisch anmutende Herkunftskonstruktionen, beispielsweise aus dem Heer Alexanders des Großen, zur Abwehr hohenzollernscher Ansprüche entstanden. So wurden die Herkunft und die Betonung der Einheit von Dynastie, Land und Volk zu einer bedeutenden Angelegenheit. Joachim Schneider befasst sich mit der Geschichtsschreibung über die Wittelsbacher und das Herzogtum Bayern im Spätmittelalter am Beispiel des *Chronicon Schyrense*, der Scheyerener Fürstentafel, Andreas von Regensburg, Hans Ebran von Wildenberg und Ulrich Füetrer. Er hebt hervor, wie Legitimation erzeugt wurde, indem man eine Kontinuität der Herrschaft seit Karl dem Großen bis zu den Luitpoldingern propagierte. Bei Veit Arnpeck erschienen die Wittelsbacher als Erben der Luitpoldingen. Im Fokus des Beitrags steht die Kontinuität als Legitimation von Herrschaft. Katrin Bourrée stellt in ihrem Beitrag die Hohenzollern in den Mittelpunkt. Als Aufsteiger hätten sie ganz besonders der Legitimation bedurft und daher ihre Verdienste um Kaiser und Reich diskursiv in den Vordergrund gestellt. Dabei nutzten sie allerdings nicht das Legitimationsmittel der Historiografie, sondern propagierten in ihren Korrespondenzen das Konstrukt des Verdienstes. André Thiemme beschäftigt sich mit den Wettinern, die als Aufsteiger erst 1423 zur Kurfürstenwürde gelangt waren. Sie verfügten über heterogene Herrschaftsgebiete mit eigenen

Traditionen, was einer eindeutigen Verortung in der Vergangenheit entgegenstand. Thieme hebt besonders die Identifikation der Dynastie mit Friedrich I. dem Freidigen als siegreichem Helden der Schlacht bei Lucka (1307) in der Historiografie von Johannes Rothe und Johannes Tylich hervor.

Heinz Krieger thematisiert die Markgrafen von Baden, deren Bedürfnis nach Legitimation aufgrund ihrer schmalen territorialen Basis sowie des späten Aufrückens in den Reichsfürstenstand (1362) sehr hoch war. Sie rekurrierten daher auf den seligen Markgrafen Bernhard II. von Baden sowie auf Urkunden und Siegel auf die Markgrafenwürde von Verona, um eine Herkunft aus dem Geschlecht der Orsini glaubhaft zu machen. Die Herrschaft über die Markgrafschaft Verona war Zeugnis für die Staufertreue der Badener – eine deutliche Parallele zu den Hohenzollern.

Es folgen fünf Beiträge, die sich mit Fürstendynastien in Polen befassen. Wojciech Mrozowicz beschäftigt sich anhand des *Chronicon Polono-Sileasicum* (ca. 1280 verfasst) und der *Chronica Principum Poloniae* (in den 1380er Jahren verfasst) mit den schlesischen Piasten, die danach trachteten, ihre Reputation zu verbessern. Piotr Rabciej thematisiert Boleslaw den Schamhaften (1226-1279) anhand seines Urkundenformulars. Er stellt heraus, dass bestimmte Formeln und Namensnennungen legitimierend wirken sollten. Da Boleslaw erst als fünfter Nachfolger seines Vaters den Thron des Seniorfürsten bestieg, sei sein Rechtstitel geschwächt gewesen (S. 263).

Wojciech Drelicharz widmet sich der Konstruktion des „domus“-Begriffs (Einheit der Herrscherfamilie) durch krakauische Eliten zur Legitimation einer monarchischen Herrschaft. Deren Zielsetzung war angesichts der schwindenden Zentralmacht im 13. bis 14. Jh. die Wiederherstellung eines vereinten Polen. Ewa Wólkiewicz untersucht die fürstliche Titulatur der Bischöfe von Breslau hinsichtlich ihrer Beanspruchung der Herzogswürde. Marta Piber-Zbieranowska und Anna Supruniuk untersuchen die Legitimation der Herrschaft von Herzogin Anna Radziwiłłówna in Masowien, die nach dem Tod ihres Gatten alleine zu herrschen versuchte. Die Ausübung ihrer Herrschaft dokumentiert sich in ihren Funktionen als Gesetzgeberin, Diplomatin und Urkundenausstellerin.

Das systematisierende Fazit des Hrsg. V. ist, wohl angesichts des großen geografischen Raums und der unterschiedlichen lokalen Verhältnisse, umfangreich ausgefallen. Zu unterschiedlich sind die Gegebenheiten etwa in Krakau oder in Köln. V. benennt in einem Fazit folgende Legitimationsstrategien: 1. Legitimation durch Kontinuität (so bei den Greifen, Welfen, schlesischen Piasten, Wittelsbachern); 2. Legitimation durch Verdienste (jüngere oder schwächere Dynastien, wie Hohenzollern, Wettiner, die Badener Markgrafen); 3. Legitimation durch Tradition und Selbstbewusstsein gegenüber dem Kaiser (so bei Wettinern und Welfen); 4. Legitimation durch eine Heldengestalt der Vergangenheit (Friedrich der Freidige im Fall der Wettiner, da aufgrund der Heterogenität ihrer Länder sich die Verbindung von Dynastie und Land als schwierig erwies); 5. Legitimation durch die Projektion eines zukünftigen Wunschscenarios, die zugleich zur Veränderung der Gegenwart aufruft.

Insgesamt zeigt der Band, dass Fürstendynastien im Reich und in Polen die gleichen Legitimationsstrategien nutzten, so z. B. Piasten und Wittelsbacher. Überraschend ist dies nicht. Der inhaltliche Schwerpunkt des Bandes liegt stärker auf dem Reich, was sich aus der größeren Zahl fürstlicher Dynastien ergeben mag. Während die Einleitung und die Überblicksbeiträge die Forschung treffend resümieren und Forschungsansätze und -diskurse (wie z. B. den Herrschafts-, Hof- und Hausbegriff) für die Frage fruchtbar zu machen suchen, erscheint insgesamt der Vergleich der Dynastien und ihrer Legitimationsstrategien ein grundsätzliches Problem des Bandes darzustellen, wie in den Einzelbeiträgen deutlich wird. Der Grund hierfür ist sicherlich auch die unterschiedliche Staats- und Verfassungsentwicklung beider Länder und der jeweiligen Regionen. So vermisst man die systematische Gegenüberstellung von vergleichbaren Entwicklungen, Phänomenen und Dynastien in Polen und im Reich – die Beiträge stehen vielmehr vereinzelt nebeneinander. Insgesamt wäre auch ein sphragistischer Beitrag, z. B. hinsichtlich des Siegelgebrauchs der Fürsten und Bischöfe, interessant gewesen. Der Wert und die Bedeutung solcher Bände für

die ostmitteleuropäische Geschichtsforschung liegen in der Anregung von weiteren erkenntnisfördernden und vergleichenden Arbeiten.

Bonn – Hennef

Marcus Wüst

Magda Schusterová: Der Friedensvertrag Georgs von Podiebrad von 1464 vor dem Hintergrund der spätmittelalterlichen Vertragspraxis. (Osnabrücker Schriften zur Rechtsgeschichte, Bd. 17.) V&R unipress. Göttingen 2016. 232 S. ISBN 978-3-8471-0531-2. (€ 44,99.)

The year 2014 marked 550 years since the proposal by King of Bohemia George of Poděbrady for a new arrangement of Europe based on a collective peace treaty. At the jubilee conference organized in Poděbrady, on 24 and 25 September 2014, new questions were broached concerning the political context, legal bases, and ideological sources of this inspiring project.¹ The book of Magda Schusterová complements papers presented here and enriches them, especially on the level that is set as the main aim of the work, which is the analysis of the project on the background of the wide array of late medieval contractual means. The work reflects the ever present connection between peace and law in the Middle Ages and focuses on the conjunction of historical and legal facets of the topic. The author meanwhile does not deny her primarily legal specialization.

After the introductory setting of the content, aims, and methods of the research, the author introduces in a detailed way the historiography of her topic from the discovery of the text to the present. She subsequently focuses on its historical placement, where she pays attention to the related contractual activities of King George. She then approaches the issue of the late medieval peace treaties, for which she introduces a typology based on the duality of contracts concluded during a state of peace and contracts concluded during war, further specified as alliance contracts, peace treaties ending a conflict (peace treaties in the narrower sense), arbitration agreements, and contracts on ceasefires. The core of the work is the analysis of the Poděbrady's text, which is structured on a part aimed at the preamble, the part dealing with the proposed unity of the Christian sovereigns, and the part devoted to the anti-Turkish league. The Latin text of the contract adapted from an older edition is attached to the text.²

The book based on the author's dissertation has set itself very ambitious aims requiring not only a double specialization (history and law) but also a broad view on the European scale, as well as the ability to orient precisely in the Bohemian situation.³ The qualities of the book are best attested to by the areas in which the author presents her innovative approaches based on the broadening of the research framework. The context of peace treaties with the neighbouring monarchs is provided in great detail, where their impact on the internal peace and order has been usually more or less neglected. Surprisingly, they seem not much different from the aims usually followed by the landfrieds. The author also proves the influence of several normative texts in the conception of Poděbrady's peace project and analyzes the key terms in detail. From the position of a historian, however, I

¹ The collective of authors subsequently published a monograph: JAROSLAV BOUBÍN et al.: *Hledání nové Evropy: Projekt krále Jiřího* [Seeking a New Europe: The Project of King George], Praha 2015.

² VÁCLAV VANĚČEK, JAROMÍR KINCL, JIŘÍ KEJŘ: *Všeobecná mírová organizace podle návrhu českého krále Jiřího z let 1462/1464* [A General Peace Organisation according to the Design of the King George from 1462/1464], Praha 1964, pp. 61-69.

³ Partial results were already published in: MAGDA SCHUSTEROVÁ: *The European Peace Project of George of Poděbrady within the Practice of the Late Medieval Peace Treaties*, in: LORNA BLEACH, KEIRA BORRILL (eds.): *Battle and Bloodshed: The Medieval World at War*, Cambridge 2013, pp. 231-248.

can also see a certain weakness. Although the author builds essentially a reliable factographic structure, it refers in some places to irrelevant sources, elsewhere the references seem somewhat random; reference to the latest literature devoted to the Poděbrady epoch would definitely benefit its historical part.⁴ Also the comparison of the text could have been anchored with a resolution of the possibly authorship and the range of immediate sources inspiring the text. For example, the author's innovative discovery of the similarity with the arenga of the landfried of King Frederick III from 1443 (p. 128) is not examined further. The hypothesis of the influence of the royal chancellor Prokop of Rabštejn (who originally served in the chancellery of Frederick III) offers itself and could thus help to explain the drafting of the project.

Nevertheless, the Schusterová's book represents an innovative and inspiring work, not only in terms of Poděbrady's peace project but also on the level of the broadly conceived comparison of late medieval peace treaties,⁵ unities, and leagues. The book therefore should not escape the attention of legal historians and historian-medievalists.

Kutná Hora

Zdeněk Beran

⁴ E. g. it is a pity that the author missed the publication by BOUBÍN (as in footnote 1).

⁵ In the broader timeframe, the author contributed to the issue: Peace treaties in the Czech Middle Ages, in: KAREL SCHELLE, JAROMÍR TAUCHEN (eds.): Encyklopedie českých právních dějin [Encyclopedia of Czech Legal History], vol. 3, Plzeň 2016, pp. 751-758.

Jewish and Non-Jewish Spaces in the Urban Context. Hrsg. von Alina Gromova, Felix Heinert und Sebastian Voigt. (Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 4.) Neofelis. Berlin 2015. 302 S. ISBN 978-3-943414-44-8. (€ 26,-)

„Jewish spaces develop only in relation to non-Jewish spaces“ (S. 14) – diese Erkenntnis bildet die theoretische Grundlage für den vorliegenden Band. Das von Alina Gromova, Felix Heinert und Sebastian Voigt herausgegebene Werk entstand infolge einer gleichnamigen, interdisziplinären Konferenz des Instituts für Europäische Ethnologie und des Georg-Simmel-Zentrums für Metropolenforschung der Humboldt-Universität in Berlin. Wissenschaftliche Vertreter verschiedener Fachgebiete (Geschichte, Anthropologie, Literaturwissenschaft, Architektur), u. a. aus Polen, Deutschland, der Schweiz, den USA und Israel, widmeten sich dem Diskurs der jüdischen und nichtjüdischen Räume im urbanen Kontext.

Ziel war es, einen allgemeinen theoretischen Rahmen zu setzen, der die verschiedenen Fallstudien zu Beziehungen zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Räumen im urbanen Kontext auf der Zeitachse von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart miteinander verknüpft. Damit sind nicht nur physische und geografische Räume gemeint, sondern auch symbolische, mentale und soziale, die auf unterschiedliche Weise miteinander verflochten und unterschiedlich konstruiert sind. Die hier entstandenen Fachbeiträge – ergänzt um weitere Aufsätze – thematisieren diese Räume bezüglich unterschiedlicher historischer Perioden und Topografien West- und Ostmitteleuropas. Insgesamt schildern sie eine Diskursgeschichte der jüdischen und nicht-jüdischen Räume im urbanen Kontext, indem sie anhand zahlreicher Beispiele die gegenseitige Determinierung und Beeinflussung nachweisen – sowohl im Prozess einer Annäherung und eines Austausches als auch infolge eines Ausschlusses. Dank dem kohärenten Aufbau und dem breiten zeitlichen und räumlichen Spektrum der Inhalte gewinnt man ein besseres Verständnis für das Thema.

Ghettos, Synagogen, Shtetl, *boarding houses*, Cafés sowie der Bereich der Kunst, Literatur und Kulturfestivals werden als urbane Räume untersucht. Am Beispiel von Venedig im 16. und 17. Jh., Galizien, dem Gebiet Polen-Litauens, dem Osmanischen Reich und letztendlich von Polen und Deutschland im 19. und 20. Jh. wird veranschaulicht, dass unserem heutigen Verständnis beispielweise für Ghetto oder Shtetl eine Zeit der Koexis-

tenz der Juden und Nichtjuden in diesen Gebieten vorausgegangen ist und deren topografische Definition immer wieder zahlreiche gesetzliche, soziale und kulturelle Aspekte des Zusammenlebens der jüdischen und christlichen Gruppen in sich birgt.

Die Beiträge sind in vier thematische Schwerpunkte gegliedert: Der erste Teil konzentriert sich auf eine historiografische Analyse der jüdischen Räume. Hier wird der geschichtliche Prozess der Entstehung und Entwicklung von Ghettos in Ost- und Mitteleuropa und im Ottomanischen Reich sowie deren sich verändernde Rolle und Funktion in der jeweiligen Gesellschaft geschildert. Anschließend befassen sich die Untersuchungen mit der Bedeutung von Grenzgebieten als Orte der Identitätsbildung und Interaktionen zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Gesellschaften. Der Schwerpunkt des dritten Teils kreist um den jüdischen Alltag und religiöse Praktiken in Großstädten – von West- durch Mittel- und Osteuropa bis zum Russischen Kaiserreich. Im vierten Teil wird zum Thema Erinnerungskultur übergegangen – es wird hier das wachsende Interesse sowohl an jüdischer als auch an Sinti- und Romakultur untersucht, das sich in zahlreichen kulturellen Projekten und wissenschaftlichen Publikationen sowie in Belletristik und in Kulturfestivals ausdrückt. Mithilfe eines historischen, kulturellen und literarischen Ansatzes wird hier also der Blick auf jüdische und nicht-jüdische Räume geworfen, die mittels Kunst, Fantasie und Narration einen neuen Platz im kollektiven Gedächtnis erhalten.

Die einzelnen Aufsätze bilden ein Mosaik, welches das urbane Zusammenleben der Juden und Nichtjuden (re-)konstruiert. Der Sammelband stellt ohne Frage einen sehr wichtigen Beitrag zur Ostmitteleuropaforschung dar und zeigt, wie notwendig und zielführend die interdisziplinäre und transnationale Herangehensweise für diesen Forschungskontext ist. Er führt vor Augen, dass das heutzutage herrschende Narrativ über die jüdische Kultur und das jüdische Leben in Europa das Ergebnis eines langen und auf zwischenmenschlichen Beziehungen der Juden und Nichtjuden basierenden geschichtlichen Prozesses ist, der nicht nur die „leidenden“ Aspekte des 20. Jh. beinhaltet. Die hier gestellten Fragen lassen sich jedoch nicht abschließend beantworten – vielmehr eröffnen sie weitere, spannende Forschungsperspektiven.

Die in der Epoche nach der Shoah entstandenen gesellschaftspolitischen Transformationsprozesse haben im höchsten Maße auch die urbanen jüdischen Räume geprägt. Der abschließende Epilog thematisiert am Beispiel Berlins das Phänomen, dass der jüdische Raum mittlerweile eine bemerkenswerte Revitalisierung, z. B. durch Kulturfestivals, koschere Restaurants oder zahlreiche Inszenierungen, erlebt und dadurch auch mit bestimmten Bedeutungen und neuen Inhalten gefüllt wird. Wie aber Wolfgang Kaschuba feststellt, kann die daraus entstandene Tendenz eher als eine „exoticization“ (S. 298) der jüdischen Kultur bezeichnet werden. Mit der Frage nach einer möglichen „Normalisierung“ zwischen der urbanen und der jüdischen Kultur eröffnet er ein weites Forschungsfeld.

Heidelberg

Anna Wrona

Frühneuzeitliche Reiche in Europa / Empires in Early Modern History. Das Heilige Römische Reich und Polen-Litauen im Vergleich / The Holy Roman Empire and Poland-Lithuania in Comparison. Hrsg. von Tomasz Gromelski, Christian Preusse, Alan Ross und Damien Tricoire. (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, Bd. 32.) Harrassowitz. Wiesbaden 2016. 264 S. ISBN 978-3-447-10574-3. (€ 48,-)

Der vorliegende Sammelband vereint Beiträge, deren Ziel ein vergleichender Blick auf das Alte Reich beziehungsweise Polen-Litauen in der Frühen Neuzeit ist. Dies sei, so Christian Preusse in seiner programmatischen Einleitung, notwendig, da die traditionsreiche Fokussierung politischer Verhältnisse weiterhin dominiert, die zudem durch regionale Zugriffe, die Anwendung „westeuropäischer“ Modelle von Staatlichkeit sowie eine weitgehende Zurückstellung kulturhistorischer Fragen gleichsam flankiert werden, die

vielen Ähnlichkeiten aber, die einen Vergleich rechtfertigen, zumeist außerhalb des Blickfelds zu den beiden Staatswesen verbleiben. Beide passten kaum in gängige Modelle, weswegen institutionell-strukturelle Vergleiche bislang – allen offensichtlichen Vorteilen zum Trotz – rar sind: Immerhin, Polen-Litauen und das Alte Reich erscheinen als „zwei Spezies desselben Genus“ (S. 24), deren fortgesetzte Analyse gleichsam als Absichtserklärung der Hrsg. über den vorliegenden Band hinaus gelten mag.

Die 13 Beiträge des Bandes, organisiert in drei Teilen, befassen sich mit einer großen Bandbreite, die von politisch-konstitutionellen Diskussionen (Teil 1) über die Verwaltungsgeschichte (Teil 2) bis hin zu politisch-religiösen Themen (Teil 3) reicht. Im ersten Abschnitt finden sich die Beiträge von Julia Burkhardt zu Reichsversammlungen in beiden Staatswesen, Maciej Ptaszyński über ständische Widerstandsrechte in Polen-Litauen, Horst Carl über Reinhart Kosellecks Föderationsbegrifflichkeit, Edward Opałiński über die konstitutionellen wie praktischen Konsequenzen des polnischen Wahlkönigtums nach 1572/73 sowie von Jerzy Lukowski zu den Verfassungsexperimenten der 1790er Jahre. Der zweite Abschnitt zur königlich-ständischen Verwaltung beinhaltet einen Aufruf von Wojciech Krawczuk, verstärkt die Kanzleien der Herrscher zu beforschen, einen Beitrag von Joanna Kodzik zu Aspekten symbolischer Kommunikation am Beispiel zweier Hochzeiten im späten 17. Jh. sowie Peter Collmers Studie zum sächsischen Einfluss auf die ökonomischen Entwicklungen Polen-Litauens. Teil 3 umfasst die Aufsätze von Jürgen Heyde bzw. Igor Kąkolowski zu Aspekten religiös-konfessioneller Toleranz von 1500 bis zur Mitte des 17. Jh., sodann eine konzeptionelle Vorstudie zu Provinzialsynoden aus vergleichender Perspektive von Elke Faber, an den die Beiträge von Damien Tricoire zu Aspekten religiösen Extremismus während des Dreißigjährigen Krieges bzw. von Klemens Kaps zu den Folgen der Ersten Teilung in Polen-Litauen und der Habsburgermonarchie anschließen. Den Band beschließen hilfreiche Personen- und Ortsregister.

In vielen derartigen Sammelwerken ist es oftmals nicht so einfach, klare Argumentationslinien bzw. inhaltliche Stringenz vorzufinden; der vorliegende Band ist auch diesbezüglich – trotz aller interessanten Aspekte wie etwa in den Beiträgen Ptaszyńskis und Opałińskis, die auch inhaltlich gut zueinander passen, oder Tricoires – keine Ausnahme. Dies ist anhand zweier größerer Schwachpunkte ersichtlich: einerseits auf der konzeptionellen Ebene, da Schlüsselbegriffe wie etwa „empire“ (z. B. S. 9 f.), „periphery“ oder „boundaries“ (S. 14) bereits in der Einleitung gleichsam ohne Qualifizierungen zum Einsatz kommen; ähnlich tauchen auch in anderen Beiträgen wichtige Bezeichnungen wie „citizen“ (S. 122), „noble electorate“ (S. 125) oder „bürgerlich“ (S. 175-181) auf, die gerade im frühneuzeitlichen Kontext klar definiert werden müssten. Andererseits fehlen mindestens zwei relevante Bezugspunkte: Fragen bzw. Hinweise auf die Positionierung der beiden fokussierten Staatswesen innerhalb der Debatte um neuzeitliche Staatswerdung im Allgemeinen sowie das dritte große zusammengesetzte Staatswesen Zentraleuropas, die Habsburgermonarchie, bleiben weitgehend außen vor.¹ Den in der Einleitung doch recht schematisch anmutenden historiografischen Bezügen werden die besprochenen Inhalte, auch aufgrund ziemlich großer Lücken – so behandelt etwa ein einziger Beitrag ein Thema aus der Zeit zwischen dem Westfälischen Frieden und dem letzten Drittel des 18. Jh. –, vielfach kaum gerecht.

Zu diesen zwei grundlegenden Problemen kommt zudem eine Reihe kleinerer Mängel, die in so gut wie allen Beiträgen auftauchen: unklare Metaphern wie die biologisch anmutende Terminologie „Spezies“ und „Genus“ (S. 24), die ebenso unerklärt verbleiben wie

¹ Vgl. hierzu (auch in Analogie) RONALD G. ASCH: Frage an Georg Schmidt, in: MATTHIAS SCHNETTGER (Hrsg.): Imperium Romanum – Irregulare Corpus – Teutscher Reichs-Staat. Das Alte Reich im Verständnis der Zeitgenossen und der Historiographie, Mainz 2002, S. 295-296.

die Bezeichnung „Institutionalisierungsgrad“ (S. 29 f.), der lapidar anmutende Hinweis, dass Fürstenehen „politische Verfahren“ (S. 141 f.) gewesen seien, oder die für frühneuzeitliche Verwaltungsabläufe befremdlich anmutende Sprachwahl à la Foucault („Maschinerie“, „automatische Präzision“, S. 159); hinzu kommen mehrere Anachronismen, wenn etwa von „Arbeitsteilung“ (S. 46 f.), „direct democracy“ (S. 115) und „civil liberties“ (S. 117) die Rede ist; der Hinweis auf die anachronistische Wortwahl in der 3. Aufl. von Jörg Hoenschs erstmals 1983 erschienener *Geschichte Polens* (S. 168, Anm. 47) hingegen erscheint in diesem Lichte, wiewohl angemessen, wenig glaubwürdig. Diese Aspekte finden ihre Entsprechung in der zum Teil nicht immer aktuellen Literatur, wie etwa in den Beiträgen Kodziks (z. B. S. 139, Anm. 2; S. 141 f., Anm. 13), deren gleichsam „zeremonialwissenschaftliche“ (S. 144) Abhandlung auf einer sehr dünnen Quellenbasis von nur sechs Seiten (S. 140, Anm. 9) ruht, dafür aber ausführlich und teilweise redundant aus diesen zitiert (etwa S. 141, 145-152) bzw. Kąkolewski (etwa S. 191, Anm. 7), Heyde (S. 174 f.) oder Tricoire (S. 228, Anm. 15), die allesamt konfessionelle Toleranz behandeln, aber die kürzlich vorgelegten Synthesen von Thomas Brady und Peter Wilson nicht erwähnen²; ähnlich auch Kaps (S. 240, Anm. 10; S. 247-252), der etwa Derek Beales' Biografie Josephs II.³ nicht berücksichtigt.

So bleibt letztlich festzuhalten, dass zwar die Notwendigkeit derartiger Zugriffe klar ersichtlich ist, aber die Umsetzung sowohl auf konzeptioneller Ebene wie auch durch die einzelnen Autorinnen und Autoren nicht immer als gelungen zu bezeichnen ist; auch die überwiegende Nicht-Berücksichtigung der Habsburgermonarchie als Bezugspunkt ist zu erwähnen. Insgesamt ergibt der Band also nicht immer ein eingängiges, nachvollziehbares Bild, was schade ist, denn bei diesem Thema wäre gewiss mehr möglich gewesen.

Zürich

Stephan Sander-Faes

² THOMAS A. BRADY, JR.: *German Histories in the Age of Reformations (1400-1650)*, New York 2009; PETER H. WILSON: *Europe's Tragedy. A History of the Thirty Years' War*, London 2009.

³ DEREK BEALES: *Joseph II. Against the World (1780-1790)*, Cambridge 2009, besonders Kap. 5.

Sachsen und Böhmen. Perspektiven ihrer historischen Verflechtung. Hrsg. von Frank-Lothar Kroll, Miloš Řezník und Martin Munké. (Chemnitzer Europastudien, Bd. 16.) Duncker & Humblot. Berlin 2014. 222 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-428-13963-7. (€ 79,90.)

Anlässlich der Tagung „Sächsisch-tschechische Beziehungen im Wandel der Zeit – eine Bestandsaufnahme“, die 2012 in Plauen stattfand, ist der vorliegende Band mit dem Anspruch, „im Gesamtblick einen Teil der signifikanten Perspektiven und aktuellen Zugänge zur Erforschung der sächsischen-böhmischen Geschichte in den unterschiedlichen Phasen ihrer Rezeption vermitteln“ (S. 7) zu wollen, entstanden. Durch einen beziehungsgehistorischen und grenzübergreifenden Fokus und nicht zuletzt durch Kombination tschechischer und deutscher Forschungsergebnisse könnten, so wird weiter betont, der wissenschaftlichen Debatte neue Impulse verliehen werden. In einer einführenden Bemerkung skizziert Miloš Řezník die Forschungstrends seit 1989 und hebt insbesondere die Intensivierung der deutsch-tschechischen Kooperationen seit den 2000er Jahren hervor. Anschließend ist der Band in fünf Themenschwerpunkte nach Zeitschichten geordnet.

Das erste Themenfeld beschäftigt sich mit der Verflechtung und dem Kulturtransfer in der Frühen Neuzeit. Martina Schattkowsky vergleicht am Beispiel der Adelsfamilie von Bünau die Herrschaftsausübung in den beiden Ländern, die von unterschiedlichen Agrarverfassungen (Guts- vs. Grundherrschaft) sowie von rechtlichen und wirtschaftlichen Ungleichheiten geprägt war. Die strukturellen Unterschiede sieht sie vor allem bei den „Voraussetzungen, Formen und Erfolgsaussichten des bäuerlichen Widerstands, d[er] ört-

liche[n] Rechts- und Verwaltungspraxis sowie d[er] landesfürstliche[n] Gesetzgebung“ (S. 51). Dabei stellt sie aber auch fest, dass Gewalt und Willkür als Herrschaftspraxis nicht auf Gutsherrschaftsgebiete begrenzt werden können. Anhand des Sakraldenkmals der Florianskirche in Ústí nad Labem wollen Michaela Hrubá, Táňa Nejezchlebová und Michaela Ottová aufzeigen, dass sowohl der sächsische als auch der böhmische Teil des Erzgebirges von einem regen Austausch und nicht von einer einseitigen künstlerischen Abhängigkeit von Böhmen geprägt gewesen sei. Die Florianskirche sei ein exponiertes Beispiel in der Umgebung und die sächsischen Ideen und Handwerksarbeiten seien deutlich erkennbar. Welchen Anteil der böhmische Erzgebirgstheil allerdings an dieser „sächsischen Renaissance“ hatte, bleibt bei den Autorinnen ungeklärt.

Der zweite Themenkomplex widmet sich mit drei Aufsätzen dem „langen“ 19. Jh. und insbesondere den Themen Migration, Reise und Kultur. Lutz Vogel untersucht die kleinräumige Arbeitsmigration von Böhmen nach Sachsen auf Grundlage der Einwanderungsverzeichnisse, wobei er betont, dass das Erzgebirge mehr als ein „Options- und Handelsraum denn als etwas Trennendes“ (S. 69) verstanden werden müsse. Dabei zeigt er in einer sehr bündigen und konzisen Analyse auf, dass eine „Transregionale Mobilität“ für den sächsisch-böhmischen Grenzraum „ein alltägliches und massenhaftes Phänomen des 19. Jahrhunderts“ (S. 87) war. Anhand von Reiseberichten versucht Martin Munk, den Wandel in der Wahrnehmung der sächsisch-böhmischen Beziehungen im Laufe des 19. Jh. aufzuzeigen. So sei Böhmen in der Frühen Neuzeit zunächst als Teil des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation betrachtet, zunehmend aber von der entstehenden Nationalitätenfrage und den damit verbundenen klareren Grenzziehungen als „fremdes“ Land aufgefasst worden. In den Berichten ließen sich mit fortschreitender Zeit – auch bedingt durch die kulturelle (Vor-)Prägung der Autoren – vermehrt Stereotypen und zementierte Positionen feststellen, und somit sei immer nur ein verzerrter Blick auf die Beziehungsgeschichte möglich. Marketa Bartoš Tautmanová fragt hingegen nach kulturellen Kontakten zwischen dem Prager Ständetheater und dem Dresdner Hoftheater in der Mitte des 19. Jh. Mit dem Übergang von der italienischen zur deutsch gesungenen Oper entwickelten sich auch Beziehungsmomente zwischen Prag und Dresden, besonders durch die Person Carl Maria von Weber, der als Komponist an beiden Orten wirkte. Mit der Etablierung Dresdens als Zentrum der deutschen Oper durch Richard Wagner kam es auch in den 1850er Jahren zu Aufführungen von dessen Werken in Prag. Der Kulturtransfer geschah damit nachweislich über Personen aus dem kulturell-künstlerischen Bereich.

Einen dritten Schwerpunkt legt der Tagungsband auf die sächsisch-böhmischen Beziehungen im 20. Jh. Anna Habánová stellt am Beispiel der Sudetendeutschen Kunstausstellung in Dresden aus dem Jahr 1938 die öffentliche „Wahrnehmung der deutsch-böhmischen Kunst in Dresden bzw. in Deutschland am Vorabend des Zweiten Weltkrieges“ (S. 123) vor. Dabei hebt sie – wenn auch wenig überraschend – hervor, dass lediglich solche Künstler ausgestellt wurden, deren Werke zur vorherrschenden künstlerischen Vorstellung der Nationalsozialisten passten, sodass in der Ausstellung für die Besucher überhaupt kein vollständiges Bild der Kunst Böhmens entstand. Eine angekündigte kritische Betrachtung zum Themengegenstand bleibt allerdings größtenteils aus. Rudolf Boch richtet seinen Blick auf den Uranabbau nach dem Zweiten Weltkrieg im Erzgebirge. Dabei kann er auf Grund der erstmaligen Einbeziehung der russischen Überlieferung feststellen, dass das Uran aus dem Erzgebirge entscheidenden Einfluss auf das sowjetische Atomprogramm hatte. Durch den Vergleich der Wismut mit anderen Uranbetrieben ist es Boch möglich, die Stellung und die Produktionsleistung eingehender zu analysieren.

Mit der Lausitz und ihrer Lage zwischen Sachsen und Böhmen setzt der Tagungsband einen vierten Schwerpunkt. George Indruszewski rückt die Rekonstruktion des mittelalterlichen Landschaftsbilds der Oberlausitz ins Zentrum seiner Betrachtung. Dabei werden u. a. Siedlungsmuster anhand von archäologischen, historischen und linguistischen Methoden ausgewertet und in Kartenform aufbereitet. Petr Káleta wiederum wendet sich den sorbisch-tschechischen Kontakten und Beziehungen im 19. und 20. Jh. zu, die er u. a.

am Beispiel des Theologiestudiums am Wendischen Seminar in Prag sowie sprachlicher Gemeinsamkeiten untersucht.

Abschließend referieren Marie Ryantová und Ondřej Matějka in zwei Praxisberichten über ihre grenzübergreifende alltägliche Arbeit in tschechischen Archiven und dem Bildungsprojekt des Vereins „Antikomplex“.

Betrachtet man den Sammelband in seiner Gänze, so fällt dem Leser das bunte Potpourri der Beiträge sofort ins Auge. Auch wenn dieses Vorgehen in der Einführung angekündigt wird, so wäre doch insgesamt ein übergeordneter Themenschwerpunkt oder zumindest ein abschließendes Resümee, das eine Klammer um alle Beiträge zu schließen vermag, wünschenswert gewesen. So aber wirken die Themen zusammenhangslos, und insgesamt fehlt der rote Faden im Konzept des Bandes, da mit der zeitlichen Unterteilung lediglich eine Epocheneinordnung ermöglicht, nicht aber eine durchgehende Verbindungslinie zwischen den einzelnen Aufsätzen geschaffen wurde.

Leipzig

Vicky Rothe

Johann Georg Gettner und das barocke Theater zwischen Nikolsburg und Krumau.

Hrsg. von Margita Havlíčková und Christian Neuhuber. Übers. Dana Spěváková. (Opera Universitatis Masarykianae Brunensis Facultas Philosophica, Bd. 417.) Masarykova Univerzita. Brno 2014. 260 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-80-210-7526-9. (Kč 250,-.)

Der Sammelband erhellt die frühneuzeitliche Theatergeschichte in Mähren und Böhmen. Im Zentrum der acht Beiträge steht der bedeutende Theaterprinzpal Johann Georg Gettner, geboren ca. 1645 im südmährischen Nikolsburg (Mikolov) und gestorben 1696, buchstäblich infolge eines Fehltritts, nach einer *Faust*-Vorstellung in Basel. Gettner, der von 1676 bis 1691 gemeinsam mit Johann Carl Samenhammer die Eggenbergischen Hofkomödianten im böhmischen Krumau leitete, war nicht nur ein bekannter Pickelhering-Darsteller, sondern verfasste auch die Spieltexte, welche seine Theatertruppe in Krumau und auf Gastspielen in Böhmen, Mähren, Österreich und Süddeutschland aufführte.

Kernstück des Bandes ist die kritische Edition der in der Solothurner Zentralbibliothek verwahrten Märtyrertragödie *Heylige martyrin Dorothea* (S. 83-130). Es handelt sich um ein Autograf Gettners, entstanden wohl nach dessen Nobilitierung 1687 und möglicherweise postum, vielleicht 1697, anlässlich des Gastspiels der Eggenbergischen Wandertruppe in Solothurn, dem Rat der Stadt überlassen. Vorlage von Gettners Tragödie ist das englische Blankversdrama *The Virgin Martyr* (1620) von Philip Massinger und Thomas Dekker. Gestaltet die englische Vorlage die Heiligenlegende aus der Zeit der Diokletianischen Christenverfolgung als ein groß angelegtes Geschehen, so reduziert Gettner das Personal und komprimiert die Handlung, während er einige bühnenwirksame drastische Szenen erweitert. Wie Gettner die englische Vorlage für die Wanderbühne adaptiert hat, seiner Prosaversion sogar gelegentlich Verse untergemischt hat, erläutert der Hrsg. Christian Neuhuber im bündigen Kommentar zu seiner kritischen Edition, die für die Aufführungspraxis barocker Wanderbühnen eine wichtige Quelle darstellt.

Um diese Edition herum bietet der Band mehrere theatergeschichtliche Beiträge, welche sich direkt mit Gettner beschäftigen oder den theatergeschichtlichen Kontext seiner Wirkung beleuchten. Neuhuber sind allein drei Beiträge zu verdanken. Im Umkreis seiner Edition des Solothurner Manuskripts trägt er in einem Aufsatz zur weiteren Präzisierung der Biografie Gettners bei. Seine auf Archivalien gestützte Lebensskizze bildet die Grundlage künftiger prosopografischer Forschung. Einer Episode aus Gettners Leben, seine Dienste für die Grafen Magnis in Strassnitz, als deren „Diener“ er seine Huldigungsekloge *Donau-Syren* (1673) für Kaiser Leopold I. unterzeichnet, geht Miroslav Lukáš nach. Die späten Jahre der Eggenbergischen Theatertruppe kurz vor und nach dem tragischen Tod des Prinzipals zeichnet Bärbel Rudin in einer minutiösen, aber umfassenden Dokumentation nach. Theatergeschichtlich aufschlussreich sind die vielen archivalischen Dokumen-

te wie die Ablehnung von Samenhammers Gesuch, „bescheidenliche und ehrbare Lust-Spiel“ [sic!] aufführen zu dürfen, durch den Rat der Stadt Zürich (S. 71) oder die Auftrittsgenehmigung im gerade französisch gewordenen Straßburg.

Um Gettners Dramatisierung der Heiligen Dorothea von Caesarea theater- und geistesgeschichtlich einzuordnen, erläutert Neuhuber in einer respektablen stoffgeschichtlichen Studie die „Dramatisierungen der Dorothea-Legende im deutschen Sprachraum“. Dorotheas Märtyrertod wurde nicht nur im mittelalterlichen Legendenspiel vergegenwärtigt, sondern auch schon im frühneuzeitlichen Theater. Kilian Reuters *Comedia gloriose parthenices et martiris Dorothee* (1507) lässt bereits die spätmittelalterliche Volksreligiosität hinter sich und rückt die „ästhetische Erfahrung anstelle des spirituellen Erlebnisses in den Mittelpunkt“ (S. 141), während Balthasar Thammss *Von der Gottseligen züchtigen Jungfrauen Dorothea* (1594) die Legende zu einem protestantischen Tendenzstück überformt. Die Jesuiten und Benediktiner nutzten die Dorotheenlegende in Schuldramen, um ihre Missionstätigkeit zu feiern. Von den humanistischen Deklamationsstücken oder der Schuldramatik unterscheidet sich Dekkers und Massingers Tragödie *The Virgin Martyr* durch Multimedialität, ausgefeilte Konfiguration, sprachliche Virtuosität, komplexere Handlungsstruktur und Bühnengrausamkeiten (Enthauptung Dorotheas auf offener Bühne). Angeregt durch die englische Tragödie, erlebten Dorotheenspiele bei den Wanderbühnen um die Mitte des 17. Jh. eine neue, aber kurze Konjunktur, bevor der Stoff fast nur noch im Marionettentheater rezipiert wurde. Insofern zählt Gettners Märtyrertragödie *Heylige martyrin Dorothea* zu den Nachzüglern im dramatischen Genre, wie die Vereinfachungen der Konfiguration und Handlung beweisen.

Drei Überblicksstudien zur Theatergeschichte Mährens, Wiens und Böhmens beschließen den Sammelband. So beschäftigt sich Miroslav Lukáš mit der „frühen Theatergeschichte [1600-1800] von Nikolsburg in Mähren“. Zu Recht betont er, welche maßgebliche Rolle die mäzenatische Förderung des Theaters durch den Adel in Nikolsburg (Mikulov) spielte, vor allem durch Kardinal Franz Seraph von Dietrichstein. In dessen Regierungszeit fällt auch die Aufführung der *Representation Von S. Bonifacii wunderbarlichen Kampff und Lobwürdigen Sieg* (Nikolsburg 1639) durch die Piaristen, die Margita Havlíčková in ihrer Fallstudie „Zu den Beziehungen zwischen barockem Schul- und Berufstheater“ würdigt. Ihre Vermutung, dass Gettner das Nikolsburger Piaristengymnasium absolvierte und dort seine theatralische Begabung ausbildete, lässt sich allerdings nicht nachweisen (S. 207). Einen Überblick über die noch wenig erforschte „Adelstheaterlandschaft zwischen Wien und Prag“ (S. 217) kündigt Matthias J. Pernerstorfer an. In seinem Beitrag „Von einer Spielstätten-Topographie für das Adelstheater zum ‚Komödienparterre‘ des Reichsvizekanzlers Friedrich Karl von Schönborn“ beschränkt sich sein großes Vorhaben auf ein einzelnes Beispiel, nämlich auf ein Figurenensemble des „Komödienparterres“ in Fürstbischof Karl Graf von Schönborns Josefstädter Gartenpalais, wie es Salomon Kleiner in seiner Stichfolge festgehalten hat. Pernerstorfer bespricht leider nur knapp Kleiners Darstellung der acht komischen „Figuren der Wälschen Comedie“, die, jeweils zu Paaren gruppiert, zweisprachig beschrieben sind wie „L’Harlecchino / Der Pickelhäring“ und „L’Harlecchina / Die Possenreiserin“ (Abb. S. 223) und die Rezeption der *Commedia dell’Arte* durch den österreichischen Adel um 1700 bezeugen.

Fazit: Der Sammelband bietet wertvolles neues Material zu dem bedeutenden frühneuzeitlichen Theaterprinzipal Johann Georg Gettner, vor allem in Gestalt seines hier erstmals abgedruckten Wanderbühnenspiels von der Heiligen Dorothea, und zeigt überdies eindrucksvoll, dass die Landschaft zwischen Wien und Prag im 17. Jh. eine kulturhistorisch eng zusammenhängende Region war.

Freiburg/Br.

Achim Aurnhammer

Jiří Brňovják: Šlechticem z moci úřední. Udělování šlechtických titulů v českých zemích 1705-1780. [Ein Adliger von Amts wegen. Die Erteilung adeliger Titel in den Böhmisches Ländern 1705-1780.] (Nobilitas in historia moderna, Bd. 7.) Ostravská univerzita v Ostravě. Ostrava 2015. 487 S., Ill., Kt. ISBN 978-80-7464-461-0. (Kč 665,-)

Das steigende Forschungsinteresse an der Geschichte des Adels in den Böhmisches Ländern in der Frühen Neuzeit erreichte in den letzten Jahren in einigen synthetisierenden Arbeiten seinen Höhepunkt.¹ Die Autoren betrachten die in sozialer Hinsicht ausdifferenzierte Gruppe der Adligen aus einem strukturellen und historisch-anthropologischen Blickwinkel. Sie erfassen vor allem deren Verhaltensweisen und Handlungsmuster unter den sich wandelnden politischen, religiösen und teilweise auch wirtschaftlichen Bedingungen. Obwohl sie auch die soziale Mobilität der vornehmen Personen nicht aus dem Blick verlieren, beziehen sie in der Regel einen Teil ihrer Erkenntnisse über die Inkolaten und die Nobilitierungen des Adels aus der älteren Literatur, die vor allem Rechtshistoriker in der Zwischenkriegszeit veröffentlicht haben. Diese spürbare Lücke in der modernen Forschung zur Geschichte des frühneuzeitlichen Adels möchte der Ostrauer Historiker Jiří Brňovják füllen. Seine Forschungsergebnisse hat er in einer Monografie zusammengefasst, die er etwas vereinfachend und nicht ganz zutreffend „Ein Adliger von Amts wegen“ nennt. Sein Forschungsvorhaben wird erst im Untertitel besser deutlich.

B. teilt sein Buch in zwei Abschnitte, die ein unterschiedliches wissenschaftliches Niveau aufweisen. Fast die gesamte erste Hälfte der Arbeit widmet er allgemeinen Ausführungen über die Nobilitierungen, die Adelstitulatur und das Inkolat in den Böhmisches Ländern in der Frühen Neuzeit. Dieser Abschnitt fußt vor allem auf einer Zusammenfassung der Erkenntnisse aus der Fachliteratur. Um als Einführung zum zweiten Abschnitt zu dienen, in dem der Vf. die Nobilitierungspolitik in den Böhmisches Ländern 1705-1780 analysiert, hätte er eine sparsamere und kohärentere Darstellung wählen sollen. Trotz dieser Einwände bieten die einführenden Kapitel einen wertvollen Einstieg in die von ihm behandelte Problematik und stellen einen nützlichen Ausgangspunkt für weitere Forschungen zu diesem vernachlässigten Thema dar.

Erst in der zweiten Hälfte der Arbeit legt B. seine eigentlichen Forschungsergebnisse dar. Auf einer breiten Grundlage archivalischer Quellen unterzieht er das amtliche Nobilitierungsverfahren in der Hofkanzlei einer tiefgründigen Analyse. Es erfährt im Verlauf des 17. und 18. Jh. kaum Veränderungen, und darüber hinaus fehlten, wie der Autor selbst feststellt, feste Regeln für die Verleihung eines Adelstitels. B. betrachtet auch die Veränderungen der Adelstitulatur in der Zeit nach der Schlacht am Weißen Berg, denn erst damals begannen sich im Anschluss an den Unifikationsdruck des habsburgischen Absolutismus in den Böhmisches Ländern die im Heiligen Römischen Reich gebräuchlichen Adelstitel durchzusetzen. Die Anforderungen, die im 18. Jh. an die Bewerber für eine Nobilitierung gestellt wurden, gingen von den traditionellen Wertvorstellungen der hierarchisch geordneten Gesellschaft der Frühen Neuzeit aus. Sie berücksichtigten vor allem die Verdienste der zukünftigen Adligen um die Förderung der Interessen der habsburgischen Dynastie im Staats- und Militärdienst. An Bedeutung gewannen jedoch auch Verdienste in finanzieller Hinsicht, insbesondere der Beitrag des Anwärters zur Vermehrung der Staatseinkünfte aus Unternehmen sowie durch Steuern und Darlehen.

Eines der wertvollsten Kapitel befasst sich mit den Motiven, die zur Bewerbung um einen Adelstitel führten. Die Kandidaten nahmen die Nobilitierung im Grunde als ein Instrument zur Förderung des eigenen gesellschaftlichen Aufstiegs wahr. Für einige war der Adelstitel eine unabdingbare Voraussetzung für die Ausübung bestimmter Ämter in der Staatsverwaltung. Trotz der fortschreitenden Modernisierung der frühneuzeitlichen Gesell-

¹ Dazu mit bibliografischen Angaben VÁCLAV BŮŽEK, VÁCLAV GRUBHOFFER, LIBOR JAN: Wandlungen des Adels in den Böhmisches Ländern, in: *Bohemia* 54 (2014), S. 271-318, hier S. 271 f.

schaft veränderten sich die Ansprüche, die an die Bewerber um die Nobilitierung gestellt wurden, nur geringfügig. Dies lässt sich vor allem anhand der niederen Adelstitel sehr gut erkennen. Um einen solchen verliehen zu bekommen, reichten den Bewerbern im 18. Jh. lediglich Belege ihrer Herkunft und ein standesgemäßer Lebensunterhalt. Von den Bewerbern um höhere Ränge in der adligen Hierarchie forderte man, ein gewisses Maß an persönlicher Vornehmheit nachzuweisen.

Unklar bleibt, wieso das nicht überzeugende Kapitel zu den Nobilitierungen als einer Ausdrucksform der Ökonomie des sozialen Handelns unmittelbar hinter der grundlegenden Darlegung (S. 308-312) eingefügt wurde. Falls B. methodologisch auf die soziologischen Ausgangspunkte Pierre Bourdieus hätte Bezug nehmen wollen, hätte dieses tragfähige Darlegungskonzept der Sozialgeschichte seine ganze Arbeit durchziehen müssen. Die Studie basiert aber auf deskriptiven Fakten, die aus den Quellen erschlossen werden, und liegt weit entfernt von der Methodologie des französischen Soziologen. Einwände ließen sich auch in Hinblick auf B.s Darstellungsweise erheben, die sehr kompliziert und stellenweise mit Fachterminologie überfrachtet ist. Zu einer besseren Leserbarkeit und leichteren inhaltlichen Erschließung des Textes hätte nicht nur dessen Kürzung, sondern auch ein stärkeres Bemühen um Kohärenz beigetragen. Eine Reihe von Belegen für die jeweilige Argumentation hätte in den Fußnoten untergebracht werden können. Eine sorgfältigere Redaktion hätten auch die nicht einheitlich verkürzten Zitierungen in den Literaturhinweisen verlangt.

Trotz dieser Einwände methodologischen und formalen Charakters hat B. eine wissenschaftlich seriöse Arbeit vorgelegt. Er präsentiert vor allem in der zweiten Hälfte seines Buches neue Erkenntnisse, die den bisherigen Wissensstand über die Wandlungen der Sozialstruktur des Adels im 18. Jh. erweitern. Gleichzeitig erweisen sich mit seiner Arbeit Forschung zu Nobilitierungen als ein weiterer Weg, um sozialgeschichtliche Erkenntnisse über die Böhmisches Länder in der Frühen Neuzeit zu gewinnen.

České Budějovice

Václav Bůžek

August von Kotzebue im estnisch-deutschen Dialog. Hrsg. von Klaus Gerlach, Harry Liivrand und Kristel Pappel. (Berliner Klassik. Eine Großstadt-Kultur um 1800, Bd. 22.) Wehrhahn. Hannover 2016. 304 S., Ill. ISBN 978-3-86525-492-4. (€ 34,-)

Der Schriftsteller August von Kotzebue verbrachte den größten Teil seines Lebens im Baltikum, genauer gesagt: im Gouvernement Estland. Sein „umfangreiches Lebenswerk ist ohne die im Baltikum gemachten Lebenserfahrungen nicht denkbar“, wie Klaus Gerlach in seiner Einleitung (S. 11) zu Recht betont.

2012 kamen in Berlin Vertreter der Botschaft Estlands, der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Estnischen Musik- und Theaterakademie Tallinn zusammen, um über August von Kotzebue (1761-1819) aus Weimar zu sprechen, dessen Lebensweg und Lebenswerk in ganz besonderer Weise sowohl mit Deutschland als auch mit Estland verbunden sind. Die meisten seiner Werke entstanden in Estland, wurden aber in Deutschland aufgeführt und verbreitet, entfalteten hier ihre Wirkung, die in jener Zeit durchaus mit der Johann Wolfgang von Goethes mithalten konnte. Deshalb wurde lange versucht, Goethe gegen den „reaktionären“ Kotzebue auszuspielen und beide zu Gegenspielern zu stilisieren. Für die estnische Gesellschaft und die estnische Forschung war seit dem 19. Jh. wichtig, dass Kotzebue erstmals Stücke in estnischer Sprache auf die Bühne brachte und sich auch in der Frage der Abschaffung der Leibeigenschaft, dem großen Thema des ausgehenden 18. Jh., eindeutig zugunsten der Bauernbefreiung, freilich in einem längeren, evolutionären Prozess, positionierte.

Das Ergebnis dieser Überlegungen waren zwei „Kotzebue-Gespräche“ betitelte Veranstaltungen 2012 in Berlin und 2013 in Reval (Tallinn). Elf der Beiträge wurden im hier vorzustellenden Sammelband veröffentlicht, wobei fünf von estnischer und sechs von deutscher Seite stammen. Die estnischen Autoren und der Berliner deutschbaltische Jurist

und Botschafter a. D. Henning von Wistinghausen stellen Aspekte des Wirkens Kotzebues in Estland in den Mittelpunkt ihrer Studien, wobei von Wistinghausen auf das Allgemeine zielt („August von Kotzebue und sein aufklärerisches Wirken in Estland“). Auch Harry Liivrand geht auf unterschiedliche Aspekte der Bedeutung von Kotzebues, aber auch anderer Schriftsteller ein.

Die übrigen estnischen Vf. dieses Sammelbandes stellen Einzelfragen in den Vordergrund: Kristel Pappel und Heidi Heinmaa „Kotzebue als Förderer der professionellen Bühne in Reval“, Karin Hallas-Murula das Gebäude des Revaler Theaters und die deutsche Theaterarchitektur der Kotzebue-Zeit, Anne Untera die Bildnisse von Kotzebues in den estnischen Sammlungen sowie Maris Saagpakk die Darstellung nicht standesgemäßer Beziehungen in den Revaler Stücken von Kotzebues.

Die meisten anderen deutschen Autoren widmen sich dem Gesamtwerk Kotzebues unter einzelnen Themenstellungen: Jens Thiel befasst sich mit Bild und Rezeption von Kotzebues in der DDR, Gerlach mit „Transgression und Norm. Liebe und Ehe in Kotzebues Werken“, Conrad Wiedemann mit „Kotzebue zwischen Goethe und Picard. Die deutschen Kleinstädter“ als Weimarer Affäre“ sowie René Sternke mit „Sinn und Unsinn“ in Kotzebues *Wirrwarr*. Demgegenüber gelingt es Otto-Heinrich Elias, mit seiner Studie über „August von Kotzebue als Historiker“ einen Aspekt, der „vergessen und verdrängt“ worden sei (S. 117), in dessen Werk wiederzuentdecken.

Der vorliegende Sammelband bietet aber nicht nur die Vorträge der „Kotzebue-Gespräche“, sondern auch die durch Gerlach und Hannah Lindemann verantwortete Edition des Briefwechsels zwischen Kotzebue und dem Publizisten Ludwig Ferdinand Huber (1764-1804), der zum Kreis um Gottfried Körner und Friedrich Schiller gerechnet wird, mit 34 Briefen aus den Jahren 1791-1804. Die Briefe Kotzebues sind alle während seiner Aufenthalte in Deutschland geschrieben, 16 stammen aus Berlin, drei aus Wien und einer aus Leipzig. In seinen Briefen spielen Estland und Livland ganz am Rande auch eine gewisse Rolle. Jedenfalls hören wir von Reisen Kotzebues nach Reval, von Nachrichten über Garlieb Merkel (recht zahlreich!) und über Adam v. Krusenstjern, den Weltumsegler, den zwei Söhne Kotzebues 1803 und 1806 als russische Seekadetten auf seinen langen Reisen begleiteten.

Die sämtlich in deutscher Sprache geschriebenen Aufsätze werden durch ausführliche Zusammenfassungen in estnischer Sprache auch den Lesern in Estland, die nicht oder nicht genug Deutsch können, inhaltlich gut erschlossen. Die Abbildungsnachweise, und mehr noch das umfangreiche Personenverzeichnis, erleichtern die Auswertung des Bandes auch für weitere wissenschaftliche Beschäftigungen mit dem Thema.

Der wissenschaftliche Ertrag der bisherigen „Kotzebue-Gespräche“ kann sich sehen lassen. Trotzdem wäre es für weitere Bemühungen um dieses Thema empfehlenswert, die Kotzebue betreffenden Studien stärker noch in den „estnisch-deutschen Dialog“ einzubetten. Hier sind die Beiträge der estnischen Autoren und der Beitrag von Wistinghausens in jeder Hinsicht erhellend und weiterführend, wohingegen die Beiträge der übrigen deutschen Autoren kaum einen besonderen Bezug auf Estland und die Esten erkennen lassen.

Doch, wie auch auf dem rückwärtigen Cover gesagt wird: Es kündigt sich in beiden Ländern ein jeweiliger Diskurswechsel an: sowohl in der deutschen – eher negativen – als auch in der estnischen – eher positiven – Sicht auf Kotzebue.

Marburg

Dorothee M. Goeze

Christoph Augustynowicz: Grenze(n) und Herrschaft(en) in der kleinpolnischen Stadt Sandomierz 1772-1844. (Europa Orientalis, Bd. 16.) LIT. Wien u. a. 2015. 362 S., Ill., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-643-50669-6. (€ 39,90.)

Mit rund 25 000 Einwohnern gehört Sandomierz heutzutage eindeutig zu den kleineren Städten Polens. In Mittelalter und Früher Neuzeit zählte die am nördlichen Weichselufer gelegene Stadt hingegen neben Krakau zu den bedeutendsten Zentren Kleinpolens. Chris-

toph Augustynowicz geht es jedoch weniger um die historische Bedeutung der Stadt. Vielmehr dient ihm Sandomierz als Fallbeispiel für das Verhältnis von Grenze und Herrschaft. Der Untersuchungszeitraum beginnt mit der ersten Teilung Polens 1772, durch die Sandomierz zur Grenzstadt wurde, und endet mit der Auflösung des Gouvernements Sandomierz 1844. Die detailreiche Studie nimmt somit die Peripherisierung Sandomierzs seit dem späten 18. Jh. in den Blick. Die neue Randlage der Stadt sowie die mehrfachen Herrschaftswechsel bilden den Ausgangspunkt für die Analyse unterschiedlicher Arten von Grenzen, ihrer Verortung im Raum und ihrer Entwicklung im Laufe der Zeit.

Nach einem knappen Überblick über die Vorgeschichte Sandomierzs (Kap. I) vertieft A. die Themenbereiche Administration (Kap. II), Wirtschaft und Gesellschaft (Kap. III), Raumplanung und Grenzverläufe (Kap. IV) sowie Gesundheitswesen und Bildung (Kap. V). Er verweist auf die Auswirkungen der neuen Staatsgrenzen auf Wirtschaft und administrative Gliederung wie auch auf lebensweltliche Zusammenhänge im Grenzraum. Die Entwicklung der Weichsel von der wichtigsten Verkehrsader der Region zu einer bewachten Grenzlinie wirkte nicht nur wirtschaftlich hemmend, sondern minderte auch die administrative Bedeutung der Grenzstadt zu Gunsten anderer, zentraler gelegener Städte in der Region. Zugleich mit einer zunehmenden Peripherisierung zeigt A. jedoch auch gegenläufige Tendenzen wie die Aufwertung der Stadt im kirchenadministrativen System durch die Gründung der Diözese Sandomierz 1818. Er verweist auf die Teilung des traditionellen Einzugsbereichs der Stadt durch die Staatsgrenze wie auch auf die fortbestehenden Verflechtungen und grenzüberschreitende Migration. Er zeigt die Bedeutung der Weichsel-Überfuhr und deren Konjunktur in Abhängigkeit von den unterschiedlichen Grenzregimen, die konstituierend für das Leben an und mit der Grenze wirkten. Neben der Staatsgrenze charakterisiert A. die relativ fließende Grenze zwischen der Stadt Sandomierz und ihrem Umland und zeigt sie als charakteristisch für polnische Städte in der ersten Hälfte des 19. Jh. Verstärkte obrigkeitliche Erfassung, Zerstörungen im Zuge von Kriegshandlungen und Erneuerungspläne änderten wenig an der agrarischen Prägung der Stadt.

Zu den räumlich manifesten Grenzen kommen die „unsichtbaren“ Grenzen der „gesellschaftlichen, ethnischen oder konfessionellen Identitätsgruppen in der Stadt“ (S. 169) hinzu. A. beschreibt vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen Gegebenheiten die gesellschaftlichen Möglichkeiten der unterschiedlichen Standes- und Berufsgruppen. Besondere Aufmerksamkeit schenkt er der jüdischen Bevölkerung, ihrer Stellung in der Stadt und ihren (teils untypischen) Betätigungsfeldern. Er diskutiert die Bedeutung von rechtlichen Normen und Herrschaftspraxis auf staatlicher und lokaler Ebene. Er zeigt Herrschaftswechsel als Katalysator für gesellschaftliche Veränderungsprozesse und hebt Elemente lebensweltlicher Beharrlichkeit hervor. Mit einem Kapitel zu den für Sandomierz zentralen Bereichen Gesundheitswesen und Bildung und einem kurzen Ausblick auf die zweite Hälfte des 19. und auf das 20. Jh. rundet er die Darstellung ab.

Zwar sind zwischen den einzelnen Themenbereichen nicht immer klare Trennlinien möglich, wie auch A. in seiner Zusammenfassung hervorhebt. Dies führt mitunter zu gewissen Redundanzen. Dennoch bietet die thematische Gliederung gegenüber einer rein chronologischen den Vorteil, die unterschiedlichen Arten von Grenzen und die jeweiligen Wirkungen von Herrschaft und Herrschaftswechseln genauer in den Blick nehmen zu können. Personen – oft von nur lokaler Bedeutung – begegnen im Laufe des Buches zahlreich. Ein Personenregister hilft jedoch dabei, den Überblick zu bewahren. Trotz mancher Unschärfen bietet das Buch somit einen guten Einblick und ein vielseitiges Bild lokaler Lebenswelten. Die Studie basiert auf der Auswertung eines umfassenden Quellenmaterials, insbesondere von Archivquellen der lokalen, regionalen und überregionalen Verwaltung, und verbindet in gelungener Weise sozial- und kulturwissenschaftliche Ansätze.

Dies schafft eine neue Perspektive auf die Grenzstadt Sandomierz als Mikroraum, den A. in regionale, übergeordnete staatliche und gesamteuropäische Kontexte einordnet. Der gewählte Zeitraum erlaubt es, wichtige Zäsuren in der polnischen Geschichte zu thematisieren: die polnisch-litauische Periode nach der ersten Teilung Polens 1772, die österrei-

chische Herrschaft in der Region nach der dritten Teilung 1795, die ereignisreiche Zeit der napoleonischen Kriege von der Bildung des Herzogtums Warschau bis zur russischen Besetzung und schließlich die kongresspolnische Periode vor und nach dem Novemberaufstand 1830/31. Diese Ereignisse bilden den Rahmen für die Frage nach makropolitischen Einflüssen auf die Grenzstadt. Zugleich ermöglicht die Mikroperspektive, Brüche und Kontinuitäten aufzuzeigen, die konventionelle Gliederungen in Frage stellen können.

Wien

Elisabeth Haid

Alexandra Schweiger: Polens Zukunft liegt im Osten. Polnische Ostkonzepte der späten Teilungszeit (1890-1918). (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 28.) Verl. Herder-Inst. Marburg 2014. VII, 245 S., Kt. ISBN 978-3-87969-381-8. (€ 38,-)

Benjamin Conrad: Umkämpfte Grenzen, umkämpfte Bevölkerung. Die Entstehung der Staatsgrenzen der Zweiten Polnischen Republik 1918-1923. (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa, Bd. 84.) Steiner. Stuttgart 2014, 382 S., Kt. ISBN 978-3-515-10908-6. (€ 62,-)

Die Untersuchung von Raumimaginationen und der symbolischen Aneignung von Raum in Folge von territorialen Umbrüchen hat in der geschichtswissenschaftlichen Forschung in Folge des *spatial turn* einen enormen Aufschwung erfahren. Dabei erweisen sich Studien, die (Ost-)Mitteleuropa betreffen, als besonders fruchtbar; schließlich war kaum eine andere Region Europas während des 20. Jh. von so vielen territorialen Veränderungen und den damit verknüpften symbolischen und realen Aneignungsprozessen von Raum, territorialen Konflikten und Bevölkerungsbewegungen geprägt wie diese. Auch die Konzepte, Praktiken und Akteure polnischer Raumentwürfe und -aneignungen entlang der markanten Bruchlinien der neuesten Geschichte, die eng mit territorialen Fragestellungen und den damit verbundenen jeweiligen Aus- und Verhandlungen des polnischen *imagined territory* einhergingen, haben in den letzten Jahren vermehrt Aufmerksamkeit erfahren: Entwürfe der territorialen Ausgestaltung eines zukünftigen Polens vor 1918, die Aushandlung der territorialen Gestalt des wiedererstehenden polnischen Staates im Kontext der Friedensverhandlungen von Versailles und die darauffolgenden Territorialisierungspraktiken, die Westverschiebung nach 1945 und die jeweils damit einhergehenden Raumaneignungen sind dabei die bekanntesten Eckpunkte.

Zwei unterschiedlichen Aspekten dieser polnischen Raumimaginationen und Territorialisierungspraktiken widmen sich die beiden hier zu rezensierenden Publikationen: Alexandra Schweiger analysiert in ihrer an der Universität Halle-Wittenberg als Dissertation eingereichten Schrift polnische „Ostkonzepte“ der späten Teilungszeit bis zur Wiedererlangung der staatlichen Eigenständigkeit und fokussiert somit einen grundlegenden Teilaspekt der polnischen Raumimaginationen vor 1918, nämlich die seit den 1890er Jahren zirkulierenden Ostkonzepte, die als *Kresy (Wschodnie)* in der polnischen Erinnerungskultur bis heute einen wesentlichen Platz einnehmen. Benjamin Conrad widmet sich in seiner Mainzer Dissertation der Genese der Staatsgrenzen Polens von 1918 bis zum Abschluss der Grenzneuziehung 1923 unter Einbeziehung der verschiedenen Interessenlagen.

Inspiziert von der kulturwissenschaftlichen Forschung im Kontext des *spatial turn* und der historischen Diskursanalyse verfolgt Sch. das Ziel, „anhand von exemplarischen Detailstudien zu konkreten Raumbildern“ nachvollziehbar zu machen, „mit welcher politischen Semantik, mit welchen Motiven, Deutungskategorien und Berufungsinstanzen versucht wurde, die Ostgebiete als unverzichtbaren Bestandteil Polens zu kommunizieren“ (S. 9). Diese diskursiven Raumentwürfe und -aneignungen vollzieht sie anhand einer Analyse der Ostkonzepte Jan Ludwik Popławskis, Władysław Studnickis, Eugeniusz Romers und Oskar Haleckis als Vertreter der politischen und wissenschaftlichen Elite Polens (S. 11) nach. Quellengrundlage der Arbeit bilden ausschließlich diejenigen Schriften der vier Akteure, die veröffentlicht wurden, da nur diese, so die Autorin, von der Öffentlichkeit rezipiert und somit auch wirkungsmächtig werden konnten. Auf diese Weise soll die

„Dekonstruktion“ von „Raumbildern vom polnischen Osten“ (S. 9), die seit den 1880er Jahren entwickelt und popularisiert wurden, durchgeführt werden. Die Studie weist eine klare Struktur auf: Zwei einleitende Kapitel beleuchten den Kontext der Ostkonzepte, wobei sowohl auf die Begriffsgeschichte der Ostgebiete eingegangen wird als auch die zeitgenössischen Diskussionen über ein polnisches nationales Territorium skizziert werden. Dabei zeigt Sch. auf, dass zeitgenössische Autoren und Künstler den Begriff „kresy“ selbst nicht gebraucht haben, sondern in der Regel von „Litwa i Ruś“ etc. schrieben (S. 21). Den Hauptteil der Arbeit macht die Analyse der vier Ostkonzepte aus, wobei jedem der Akteure ein eigenes Kapitel gewidmet ist.

Trotz der unterschiedlichen politischen Kontexte ihrer Urheber ist allen analysierten Ostkonzepten gemein, dass die Ostgebiete als integraler und vor allem zentraler Bestandteil des jeweils entworfenen polnischen *imagined territory* entworfen wurden. Weitere Gemeinsamkeiten waren, dass sie die Grenzen von 1772 nicht als die anzustrebende Ideallösung verstanden, so wie ihnen auch keine ethnische Definition von Nation zugrunde lag. Vielmehr, so Sch.s Argumentation, spielten etwa wirtschaftliche und demografische Erwägungen bei diesen Raumimaginationen und den damit einhergehenden Grenzentwürfen eine zentrale Rolle. So sollte der Osten zum einen als Absatzmarkt fungieren, zum anderen wurde er geradezu als Zukunftsraum entworfen, in den das in seiner Zahl wachsende polnische Volk expandieren sollte. So argumentierte etwa Popławski, der zwar im Westen die „Wiege der Nation“ sah, den Osten jedoch als „Raum der Fortentwicklung“ (S. 63) beschrieb. Bemerkenswert dabei ist, dass fast alle analysierten Ostkonzepte in eine Art Zivilisationsdiskurs integriert wurden. Die Ostgebiete wurden dabei, so bei Studnicki, als Kolonisationsraum imaginiert, aus dem die Polen „geistige und charakterliche Kräfte gewinnen könnten“ (S. 99). Den Polen wurde dabei eine Kulturmission zugeschrieben, der eine zivilisatorische Höherstellung der Polen inhärent war. Eine Polonisierung der Ukrainer, Litauer und Ruthenen wurde bei Studnicki so zu einer regelrechten Zivilisierung (S. 101). Für Halecki hingegen war die Kultivierung der Ostgebiete, trotz aller Ansprüche auf eine polnische Führung, die sich seiner Meinung nach „aufgrund der höheren politischen Reife und des höheren kulturellen Niveaus der Polen“ ergaben, nicht allein durch die Polen zu erreichen, sondern er beschrieb sie „als gemeinsames Werk aller beteiligten Ethnien“ (S. 143).

Die Ostgebiete wurden ferner als Raum eines immerwährenden west-östlichen Zivilisationskampfes entworfen, wobei Sch. deutlich macht, dass innerhalb dieser Bedeutungszuweisung des Ostens immer mehr zwischen einem als „eigen“ reklamierten inneren und einem äußeren Osten unterschieden wurde. Für Letzteren stand oftmals stellvertretend Russland, gegen das man sich abzugrenzen, ja zu verteidigen suchte. Die Ostgebiete wurden so zu einem symbolischen Ort, an dem die polnische Identität in Abgrenzung zu dem sich im Osten befindenden „Anderen“ verhandelt wurde. Lediglich in Romers Ostkonzepten schien, so Sch., eine vermeintliche zivilisatorische Mission der Polen keine Rolle zu spielen. Er interessierte sich in erster Linie für die natürlichen Grenzen Polens und definierte dieses als geografische Einheit. Die Abgrenzung nach Osten und zu Russland war bei ihm die Grenze zwischen zwei „Naturgebieten“ (S. 130). In ihrer Zusammenfassung weist die Vf. daher völlig zu Recht auf „Ansätze für den Vergleich mit Deutschland“ (S. 163) hin. Parallelen, etwa in der Imagination einer zivilisatorischen Mission oder des „Zivilisationskampf[es]“ (S. 164), aber auch des Rekurrerens auf mittelalterliche Kolonisationsbewegungen, liegen auf der Hand. Sie werfen die Frage auf, ob man vielleicht von einem transnationalen Ostdiskurs sprechen könne, insbesondere vor dem Hintergrund von Anleihen bei der deutschen Geopolitik Friedrich Ratzels durch polnische Ostkonzepte. Auch wäre eine stärkere Beleuchtung der Publikationskontexte der vier analysierten Akteure vor dem sozio-politischen Hintergrund einer nicht-existenten, staatlichen Eigenständigkeit interessant und weiterführend gewesen, argumentiert Sch. doch, dass es sich bei ihnen um Personen gehandelt habe, die ihre Konzepte bewusst popularisiert hätten. Gerade weil die Autorin sich in ihrer Arbeit lediglich auf diejenigen Konzepte konzentriert, die

„von der Öffentlichkeit rezipiert werden“ und auf diese Weise eine „gesellschaftliche Orientierungs- und Anleitungsfunktion“ übernehmen konnten (S. 12), hätte eine stärkere Analyse der Publikationskontexte Aufschlüsse darüber geben können, auf welche Art und Weise die Ostkonzepte ihre Wirkungsmacht entfalten konnten.

Zeitlich schließt die Arbeit von C. an die Untersuchungen von Sch. an. Im Vordergrund stehen hier jedoch nicht die Imaginationen der polnischen Staatsgrenzen und der damit verbundenen Raumentwürfe, sondern die Frage nach den Aushandlungsprozessen und somit nach der Genese der Grenzen 1918-1923, die aus „einer akteurs- und entscheidungsorientierten Perspektive untersucht“ werden (S. 15). C. interessiert dabei aus politikgeschichtlicher Sicht, „wie sich der Prozess der Grenzziehung aus Perspektive der wichtigsten Regierungsakteure darstellt“ (S. 13). Dieser Themenkomplex hat sowohl in der polnisch- als auch in der deutschsprachigen historischen Forschung bereits große Aufmerksamkeit erfahren, etwa in Analysen zur Entstehung der Zweiten Polnischen Republik, hinsichtlich der deutsch-polnischen Beziehungen kurz nach dem Ersten Weltkrieg oder im Kontext von Analysen zu der territorialen Neuordnung (Ost-)Mitteleuropas infolge des Friedensvertrags von Versailles. Die vorliegende Arbeit stellt in diesem Themenkomplex die erste deutschsprachige Monografie dar, die sich der Entstehung des Staatsterritoriums der Zweiten Polnischen Republik in allen Einzelheiten widmet.

Auch C.s Studie ist klar strukturiert: Nachdem in der Einleitung die drei Teilungsgebiete sowie die polnischen Neuordnungspläne aus der Phase bis 1914 skizziert worden sind, widmet sich ein einführendes Kapitel der Grenzfrage während des Ersten Weltkriegs, dem ein Kapitel über die Grenzen während des „Schwebezustands“ zwischen der Staatsgründung und den Friedensverhandlungen folgt. Anschließend bricht C. die Chronologie auf und widmet einzelnen Grenzabschnitten jeweils ein eigenes Kapitel (West- und Südgrenze, Ostgrenze, Nordgrenze, abschließende Regelungen für die Nord- und Ostgrenze). Ergänzt wird die Arbeit um einen reichhaltigen Anhang, der u. a. neun kommentierte Karten umfasst, welche die Genese der polnischen Staatsgrenzen aufzeigen.

Zu den Stärken der Arbeit gehört die Strukturierung der Thematik entlang der einzelnen Grenzabschnitte. Hier bezieht der Autor die jeweiligen Grenzkonflikte Polens und deren Aushandlung mit der Ukraine, der Sowjetunion, Litauen und der Tschechoslowakei in seine Analyse ein. Diese vergleichende Herangehensweise macht insofern Sinn, als C. überzeugend aufzeigen kann, dass sich die Grenzkonflikte gegenseitig beeinflussten, so etwa bei Pilsudskis Entschluss zum Krieg gegen die Sowjetunion im Osten, der die polnischen Chancen bei der Volksabstimmung in Ost- und Westpreußen verschlechterte (S. 291). Neben den bereits bekannten Momenten der Staatswerdung Polens nach dem Ersten Weltkrieg, etwa der Genese der deutsch-polnischen Grenze, gerät hier so auch die Festlegung von Grenzabschnitten, die in der deutschsprachigen Forschung bislang weniger ausführlich behandelt wurden, in den Fokus, wie etwa der Grenze Polens zu Litauen.

Vermeintlich bekannte Themenkomplexe wie etwa die Geschichte der Volksabstimmungen entlang der polnischen Westgrenze erweitert C. um Aspekte, die von der Forschung bislang nicht oder nicht ausreichend hervorgehoben wurden. So zeigt er beispielsweise auf, wie polnische Akteure als direkte Konsequenz des polnisch-sowjetischen Krieges die Volksabstimmungen „zu hintertreiben“ suchten (S. 291). Ferner rückt er die in der polnischen Forschung im Zusammenhang mit dem für Polen misslichen Ausgang der Volksabstimmung in Allenstein und Marienwerder lange Zeit vorherrschenden Mythen zu recht. So zeigt er, dass weder das Stimmverhalten der so genannten „Heimkehrer“ für den überwältigenden deutschen Sieg verantwortlich gewesen sei noch dass der Wahlboykott eines großen Teils der propolnisch eingestellten Bevölkerung als ausschlaggebend für die niedrige Wahlbeteiligung angesehen werden könne. Vielmehr habe die polnische Blockade des Korridors zu der niedrigen Wahlbeteiligung beigetragen (S. 162). Die Visualisierung von zentralen Momenten der Genese der polnischen Staatsgrenzen in eigens angefertigten Karten ist eine schöne Hilfestellung für den Leser, um die, wie C.s detaillierte Arbeit verdeutlicht, zum Teil äußerst komplexen Entstehungsprozesse zu konkretisieren. Schade ist,

dass der beigefügte Kartenanhang nur in schwarz-weiß abgedruckt wurde. Ferner stellt sich hier die Frage, ob jenseits dieser Visualisierung durch den Autor Karten für die Entscheidungsfindung der zentralen Akteure bei der Errichtung der polnischen Staatsgrenzen nicht auch eine entscheidende Rolle gespielt haben.

Beide hier vorgestellte Studien sind informativ, klar strukturiert und gut lesbar. Sie bieten interessante Einblicke in die (Vor-)Geschichte der Zweiten Polnischen Republik und werden in Zukunft wohl in Literatursammlungen zu territorialen Fragestellungen einen festen Platz haben.

Wuppertal

Agnes Laba

The Life, Times and Work of Jokūbas Robinzonas – Jacob Robinson. Hrsg. von Eglė Bendikaitė und Dirk Roland Haupt. Academia Verlag, St. Augustin 2015. XII, 269 S. ISBN 978-3-89665-633-9. (€ 38,-.)

Das vorliegende Sammelwerk ist aus drei Gründen von besonderem Interesse. Erstens bietet es einen interdisziplinären Zugang zur Geschichte der Juden in Ostmitteleuropa zwischen dem Ersten Weltkrieg und der juristischen Aufarbeitung des Holocaust in den 1960er Jahren. Zweitens sind die Artikel deutscher, litauischer und angelsächsischer Autoren ein wertvoller Beitrag zwischen persönlichem Erinnern an den Protagonisten und dem Gedenken an Jacob Robinson als Person einer jüdischen Zeitgeschichte, die typischerweise von Akteuren osteuropäischer Herkunft dominiert worden war. Damit ist die Edition drittens eine Vergegenwärtigung jüdischer Politik im Hinblick auf die Verbesserung der Rechtslage der jüdischen Bevölkerung in den westlichen Gebieten des Russischen Reiches und trägt dank eines multiperspektivischen Ansatzes auch zu einer Entmythologisierung des Diskurses über ein vermeintliche Ende der Geschichte des Judentums im Osten Europas bei.

Jacob Robinson (1889-1977) war ein imperialer Akteur, der aus den Erfahrungen seiner rechtswissenschaftlichen Ausbildung an der Universität Warschau, seiner Zeit als Soldat der Zarenarmee im Großen Krieg und seiner Gefangenschaft in einem deutschen Lager als Abgeordneter im Seimas von Kaunas seit 1922 für die Gleichberechtigung der Juden im neuen litauischen Nationalstaat stritt. In den 1930er Jahren avancierte Robinson zu einem herausragenden Juristen in Fragen des Minderheitenrechts und emigrierte noch während der sowjetischen Besatzung Litauens im Mai 1940 in die USA. In New York gründete er das Institute of Jewish Affairs, einen Think Tank des American and World Jewish Congress zur Frage der Schicksals der jüdischen Bevölkerung unter nationalsozialistischer Besatzung. Seine Erfahrungen als Politiker und Jurist brachte Robinson in prominenter Stellung in vielfältiger Weise ein – ob als Berater des Chefanklägers von Nürnberg, Robert H. Jackson, bei der israelischen Delegation bei den Vereinten Nationen, als Experte in den Entschädigungsverhandlungen zwischen der Bundesrepublik und Israel in den 1950er Jahren oder als einer der Gründerväter der Holocaust-Forschung (u. a. als Koordinator der Forschungs- und Sammlungsaktivitäten von Yad Vashem).

In der Einleitung benennen die Hrsg., der Jurist Dirk Roland Haupt und die Judaistin und Historikerin Eglė Bendikaitė, neben dem persönlichen Werdegang auch die wichtigsten juristischen Errungenschaften und rechtswissenschaftlichen Publikationen Robinsons. Im zweiten Abschnitt beleuchten wiederum Bendikaitė und der litauische Historiker Saulius Kaubrys die Rolle Robinsons in der jüdischen politischen Szene Litauens zwischen den Kriegen, die von den Postulaten eines parteipolitischen Zionismus bestimmt wurde. Robinson als Jurist und Rechtsanwalt, seine Rolle während der Nürnberger Prozesse (Michael R. Marrus), sein akademischer Beitrag zum Minderheitenschutz als einem dem Souveränitätsrecht der Staaten entgegengesetzte Rechtsform sowie seine Rolle während des Eichmann-Prozesses sind Bestandteil von Kap. 3. Im Beitrag von Gabriel Bach wird Robinson kurioserweise nicht einmal erwähnt, genauso übrigens wie Fritz

Bauer, ein anderer Jurist jüdischer Herkunft, der maßgeblich an der Festsetzung Eichmanns beteiligt war.

Philipp Graf führt Robinson im darauffolgenden Abschnitt in seinem Beitrag zur Bernheim-Petition von 1933 (der Kaufhausangestellte Franz Bernheim aus Gleiwitz hatte Deutschland vor dem Völkerbund angeklagt, durch antijüdische Gesetze in Oberschlesien das deutsch-polnische Abkommen von 1922 zu verletzen) als herausragenden Vertreter der jüdischen Diplomatiegeschichte seiner Zeit ein, während Asta Petraitytė-Briedienė die Bedeutung des Austausches zwischen Robinson und litauischen Politikern im nord-amerikanischen Exil analysiert. Zwei Artikel heben sich von der ansonsten rein wissenschaftlichen Diktion ab. Daniel A. Greenberg, ein Cousin Robinsons, beschreibt im fünften und letzten Kapitel das Leben seines Onkels aus der Perspektive der Familie, Shabtai Rose nne die juristische Karriere Robinsons in einem als Reprint wiedergegebenen Nachruf von 1978.

Hervorgegangen aus einem Symposium zum 30. Todestag im Jahre 2007, liegt eine Festschrift *post mortem* vor, die seiner Titelperson zu wissenschaftlichen Ehren gereicht. Leider verpassen es die Hrsg., einen thematischen Leitgedanken zu formulieren, der die Beiträge darüber hinaus miteinander verbinden würde. Die Edition enthält insgesamt – trotz einer bisweilen ungelungenen Aufmachung (Personennamen im Fließtext durchgehend in Großbuchstaben, Porträtbild des Herausgeberpaares als einziges Bild neben drei Aufnahmen des Protagonisten) – wertvolle Ansätze für Historiker, die unter einem rechtsgeschichtlichen Ansatz an transnationalen Fragestellungen zur Geschichte moderner jüdischer Politik in Ostmitteleuropa vom ausgehenden Zarenreich bis hin zu den Diskursen über die Shoah der späten Nachkriegszeit interessiert sind.

Frankfurt (Oder)

Frank Grelka

Peter Polak-Springer: Recovered Territory. A German-Polish Conflict over Land and Culture 1919-1989. Berghahn. New York – Oxford 2015. XXI, 280 S., Ill., Kt. ISBN 978-1-78238-887-6. (£ 62,-)

Aus dem Titel des Werkes von Peter Polak-Springer, Assistant Professor an der Qatar University in Doha, lässt sich nicht erkennen, dass mit Oberschlesien eine einzelne Region im Fokus steht. Es reiht sich in die Vielzahl jüngerer Arbeiten ein, die Regionen als „imagined communities“ (S. 13) begreifen und dadurch neue Perspektiven auf die deutsch-polnische Geschichte entwickeln. Er untersucht mit Schwerpunkt auf der Zwischenkriegszeit die Rolle Oberschlesiens als „iconic borderland“ (S. 22) und zeigt sich dabei mit der deutschen und polnischen Forschungslandschaft gleichermaßen gut vertraut.

Das erste Kapitel bietet einen Überblick über die politischen, sozialen und kulturellen Tendenzen Oberschlesiens vom Kaiserreich bis 1939. P.-S. stellt fest, dass die Konstruktion eines oberschlesischen Regionalbewusstseins lange Zeit auf Religion und Klassenzugehörigkeit gegründet habe, nicht aber auf einem dezidierten (Grenzland-)Nationalismus. Nach den schlesischen Aufständen 1919-1921, die er im Anschluss an Jim Bjork als „undeclared conventional war“ (S. 32) neu akzentuiert, änderte sich das Bild. Diese Veränderungen sieht P.-S. stärker im polnischen Teil der Region ausgeprägt, in der Michał Grażyński als Woiwode ein autoritäres, militaristisches und quasi-faschistisches Regime etabliert und mit seiner Politik gegenüber dem preußisch-deutschen Erbe „soft‘ approaches to ethnic cleansing“ praktiziert habe (S. 45). Demgegenüber hätten die deutschen Politiker in der Provinz Oberschlesien sich eher dem traditionellen Regionalismus verpflichtet gefühlt.

Im zweiten Kapitel behandelt P.-S. quellennah die zahlreichen Aufmärsche und Kundgebungen zur Erinnerung an Plebiszit und Aufstände 1922-1934. In Symbolen, Ritualen, Medien und Teilnehmerschaft macht er zahlreiche strukturelle Ähnlichkeiten aus, sodass eine „transborder culture of revanchist rallies“ (S. 72) entstanden sei, in der sich Deutschland und Polen wechselseitig in Diskursen und Praktiken beeinflusst hätten. Dennoch

kommt er zu dem Schluss, dass es nicht gelungen sei, eine exklusive nationale Identität für Oberschlesien zu formen, vielmehr zeigten die Veranstaltungen vielfältige Formen schlesischer Identität, die letztlich jede Nationalisierungskampagne unterlaufen hätten.

Das dritte Kapitel widmet sich der „Neu-Erfindung“ Schlesiens in Stadtplanung und Kulturpolitik. Mit Blick auf archäologische Funde, sakrale Bauwerke, Volkslieder und Volkstrachten wurden in der Zwischenkriegszeit zahlreiche Versuche unternommen, diese jeweils als „authentisch“ polnisch/slawisch oder deutsch einzuordnen. Ambivalenter zeigte sich der Bereich der Stadtplanung. So sollte Katowice „as Poland's frontier fortress city“ (S. 96) aufgebaut werden, erhielt aber durch die Orientierung an der architektonischen Avantgarde den zeitgenössischen Ruf, eine „American city“ (S. 102) zu sein. Auf deutscher Seite kam es für Gleiwitz, Hindenburg und Beuthen bis 1933 zu ähnlichen Bauprojekten, „thereby making modernism a transnational regional style“ (S. 105). Nicht nur im Hinblick auf diesen Modernismus markierte die nationalsozialistische Machtergreifung in Oberschlesien einen Bruch: Während in der Weimarer Republik die Zentrumspartei eine preußisch-katholische bilinguale Identität der Region gefördert habe, hätten die Nationalsozialisten mit ihren Großschlesien-Plänen gerade diese Eigenheiten aufheben und die Region zu einem kulturell homogenen deutschen Bollwerk gegen das Slawentum ausbauen wollen.

Das vierte Kapitel zeigt die Auswirkungen und Grenzen der nationalsozialistischen Herrschaft in Oberschlesien während der Kriegsjahre 1939-1945 auf. Ein Schwerpunkt der Darstellung liegt auf dem ins Reich eingegliederten „Ostoberschlesien“. Die Region war für die Nationalsozialisten wirtschaftlich überlebenswichtig, aber in kulturell-ideologischer Hinsicht ein schwieriges Terrain. Viele Oberschlesier standen auf der Deutschen Volksliste als „Zwischenschicht“ in der 3. Abteilung, und statt des ersehnten „deutschen Landes“ fanden die Nationalsozialisten im Osten der Region eine Kulturlandschaft vor, die sie als eine jüdisch-amerikanisch-polnische Mischung verachteten. Gegenüber den nationalsozialistischen „colonists“ und „gold diggers“ (S. 150) regte sich zunehmend der Eigensinn der Oberschlesier, der sich P.-S. zufolge u. a. in einer starken Religiosität in den Kriegsjahren äußerte.

Im fünften Kapitel zum polnischen Schlesien 1945-1956 zeigt P.-S., wie das *social engineering* unter umgekehrten Vorzeichen fortgeführt worden sei: „Volksdeutsche“ wurden zu „Autochthonen“. Insgesamt war Oberschlesien relativ wenig von Flucht und Vertreibung betroffen. Dies lag nicht nur an den Schwierigkeiten, zwischen „Deutschen“ und „Polen“ zu trennen, sondern auch an der Wirtschaft, die dringend auf Fachkräfte angewiesen war. Neu in der Region waren allerdings viele Funktionsträger des kommunistischen Polen, so dass P.-S. „a continuation of the local's history of marginalization by new national authorities and elites“ (S. 187) konstatiert.

Die im Titel angekündigten Jahre bis 1989 werden nur in einem Ausblick behandelt. Wichtig ist der Hinweis, dass viele Oberschlesier nicht die „klassischen“ Erfahrungen der deutschen Heimatvertriebenen teilten, sondern sich eher erleichtert über ihre spätere Ausreise zeigten. Dennoch habe in den Vertriebenenverbänden ideell der Irredentismus der Zwischenkriegszeit fortgewirkt und so ein Kontinuum vom Versailler Vertrag zum Kalten Krieg geschaffen.

Das Werk wird von dem Ansatz getragen, eine „transnational history of irredentism as a popular culture“ (S. 3) zu schreiben. Dies führt P.-S. weitgehend überzeugend vor. Allerdings hebt er allzu stark die Gemeinsamkeiten des *social engineering* durch Sanacja, Nationalsozialisten und Kommunisten hervor. Dies resultiert aus seiner Akzentsetzung auf Kultur- und Symbolpolitik sowie Aneignungsprozessen von Landschaft, während über Repressionen und Verfolgungen eher wenig zu erfahren ist. So bleibt insbesondere die Darstellung der NS-Herrschaft etwas blass, und das Schicksal der Juden wird nur gestreift. Trotz dieses Einwandes handelt es sich aber um ein anregendes, souverän geschriebenes Buch, das viele prägnante Beobachtungen und Thesen enthält.

Archivarbeit im und für den Nationalsozialismus. Die preußischen Staatsarchive vor und nach dem Machtwechsel von 1933. Hrsg. von Sven K r i e s e. (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz. Forschungen, Bd. 12.) Duncker & Humblot. Berlin 2015. 623 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-428-14746-5. (€ 99,90.)

Der Band enthält Beiträge einer im März 2013 am Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStPK) in Berlin veranstalteten Tagung, welche die historische Forschung über das Archivwesen im Nationalsozialismus voranbringen sollte – war dessen Aufarbeitung seit den 1990er Jahren doch von Studien zur Archivgeschichte bestimmt, die Archivar selbst vorgelegt hatten. Hier geht es einmal mehr um die Frage, inwieweit die politischen Vorgaben unter dem NS-Regime die Arbeit dieser Berufsgruppe – ihren professionellen Umgang mit Archivgut – verändert haben. Ich beschränke meine Ausführungen hier auf diejenigen der insgesamt 15 Artikel, die sich (auch) mit der Entwicklung in Ostmitteleuropa befassen.

Der Sammelband ist in fünf Themenbereiche gegliedert. Zu Beginn geht es um „Professionalität, Anpassung und Teilhabe“. Der Hrsg. Sven K r i e s e unternimmt in dem mit Abstand längsten Aufsatz einen berufsbiografischen Vergleich der beiden nationalsozialistischen Generaldirektoren des Preußischen Archivwesens zwischen 1929 und 1945: dem Mittelalter-Historiker und DNVP-Mitglied Albert Brackmann (1871-1952) und seinem Nachfolger Ernst Zipfel (1891-1966), der eigentlich Berufsoffizier werden wollte. Er musste sich aus kleinen Dresdner Verhältnissen hinaufdienen: Seine Archivkarriere begann er 1920 als Hilfsarchivar, 1922 brachte er es mit einer Arbeit über den Versailler Friedensvertrag zur Promotion, am Ende des Jahrzehnts hatte er sich mit Publikationen über die Kriegsgeschichte zwischen 1914 und 1918 finanziell gut gestellt, ehe er sich 1932 der NSDAP anschloss, was ihm u. a. vier Jahre später die Ernennung zum Generaldirektor der Preußischen Staatsarchive eintrug. Zipfels Amtszeit endete 1945, eine neue Anstellung fand er nicht. Demgegenüber blieb der gut vernetzte Historiker und Archivar Brackmann auch nach dem Krieg hoch angesehen. Erst seit den 1980er Jahren geriet Brackmann als Nestor einer der Politik stets zuarbeitenden und dadurch im NS-Staat verhängnisvollen (antipolnischen) Ostforschung zunehmend ins Zwielicht. Von 1933 an nutzte er „die neuen politischen Verhältnisse, um der archivischen Beteiligung an der ‚Ostforschung‘ einen besonderen Schwung *qua Amt* zu geben“ (S. 43). Er beeinflusste mit seinen Mitarbeitern durch zahllose „Veröffentlichungen die Einstellung der deutschen Gesellschaft zu Osteuropa“, und sie „leisteten damit indirekt der nationalsozialistischen Kriegspolitik Vorschub“ (S. 45). Demgegenüber bemühte sich der „Verwaltungsadministrator“ Zipfel erst Ende 1939, so K r i e s e, „die Zügel der ‚Ostforschung‘ an sich zu ziehen“ (S. 48, 92). Die Einschränkungen für russische und polnische Archivnutzer seit Beginn der 1930er Jahre fallen ebenso in Brackmanns Amtszeit wie der politisch geforderte Ausschluss von Juden. Wegen seiner zögerlichen Haltung in diesem Fall drängte ihn der NS-Chefhistoriker Walter Frank (1905-1945) aber 1936 aus dem Amt. Doch auch nach seiner Pensionierung blieb Brackmann „bis 1945 äußerst einflussreich“, zu seinem 70. Geburtstag würdigte Adolf Hitler ihn als „verdienten Erforscher deutscher Geschichte“ (S. 90).

Im zweiten Themenblock „Archive zwischen Preußen und Reich“ stellt Susanne Brockfeld die heute im GStPK aufbewahrten Materialien aus den ehemaligen Staatsarchiven in West- und Ostpreußen als Quellen für die Erforschung der NSDAP-Herrschaft in „der Provinz“ vor. Im dritten Themenbereich „Benutzung und Auswertung“ blickt Christoph N o n n auf den Umgang mit Archivalien aus Archiven auf dem Territorium der Republik Polen. Unter der deutschen Besatzung wurden ganze Aktenbestände ins Staatsarchiv Königsberg verschleppt. Nonn analysiert vor diesem Hintergrund die Tätigkeit der „Landesstelle Ostpreußen der Zentralstelle für Nachkriegsgeschichte“ unter der Leitung Theodor Schieders (1908-1984) im Kontext der nationalsozialistischen Vertreibungs- und Vernichtungspolitik in den 1939 Ostpreußen angeschlossenen Gebieten, insbesondere im neugeschaffenen Regierungsbezirk Zichenau, gegenüber der jüdischen und der polnischen Bevölkerung. Mit deren Herabsetzung trugen Schieder und seine Mitarbeiter „zu dem Kli-

ma bei, das in Zichenau alltägliche Willkürakte von deutschen Behördenvertretern, Polizisten und ‚Volksdeutschen‘ an Polen ermöglichte – bis hin zu nicht autorisierten Erschießungen, ‚wilden‘ Deportationen und Mord“ (S. 218). Nonn kommt zu dem Schluss, Schieder habe sich insofern „an der menschenverachtenden und mörderischen NS-Politik beteiligt“, als er daran mitwirkte, eine „Mentalität“ zu schaffen, die gegenüber den Einheimischen „eine solche Politik legitimierte und radikalisierte“ (S. 219).

Zeitlich weiter zurückgehend untersucht Stefan Lehr die Einschränkungen für polnische Forscher bei der Archivnutzung in preußischen Staatsarchiven 1928-1939, die dazu dienen sollten, „nicht geeignete Quellen Benutzern des Nachbarlandes vorzuenthalten“. In „der Ostforschung engagierte Kollegen“ waren demnach „überzeugt, einen wichtigen nationalen Dienst zu leisten, indem sie polnischen Historikern die Akteneinsicht versagten, erschwerten oder bestimmte Archivalien vor ihnen verbargen“ (S. 240 f.). Im Anhang sind Lehrs Aufsatz zwei Tabellen beigegeben, die detailliert über Anträge von Polen an preußische und andere deutsche Archive und über Anträge von Deutschen an polnische Archive informieren.

Martin Munk e wendet sich der Publikationsstelle Berlin-Dahlem zu, die im NS-Staat unter der Führung von Johannes Papritz (1898-1992) gewissermaßen die Denkfabrik der archivarischen „Ostforschung“ war. Papritz, der 1949 Staatsarchivrat am Staatsarchiv Marburg und 1954 als Nachfolger von Ludwig Dehio dessen Direktor wurde, verkörperte die Kontinuität der „Ostforschung“ im deutschen Archivwesen und darüber hinaus: Er wirkte am Aufbau des Johann-Gottfried-Herder-Instituts mit und war selbst Vizepräsident des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrats. Das maßgeblich vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen finanzierte Institut gab von 1952 an die *Zeitschrift für Ostforschung* heraus, in den 1950er und 1960er Jahren übernahm die Institutsbibliothek einen Teil der Bestände der aus Berlin einst ausgelagerten Büchersammlung der Publikationsstelle.

Der solide gearbeitete Tagungsband ist mit Orts- und Personenregister ausgestattet und enthält nur wenige Mängel, darunter den falschen Vornamen „Ernst“ für Hans Pfundtner (1881-1945), den Staatssekretär im Reichsinnenministerium, die Datierung von Brackmanns Dissertation in das Jahr 1998 (statt 1898) und die Gleichsetzung der Teilungen Polens mit „polnischen Teilungen“ (S. 21, 30, 41)

Die Frage nach der nationalsozialistischen Durchdringung des Archivwesens vermag der Sammelband nicht abschließend zu klären. Dies wäre vielmehr Aufgabe der Geschichtswissenschaft, die einzelne Aspekte durchaus vertiefend betrachten könnte. Dabei würden sich kollektivbiografische Ansätze oder organisatorische Bezugspunkte anbieten – bis hin zur Tätigkeit der emsigen Historischen Kommissionen in jenen Landesteilen, die die preußischen Ostprovinzen bildeten.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Kunstgeschichte in den besetzten Gebieten 1939-1945. Hrsg. von Magdalena Buschart, Agnieszka Gąsior und Alena Janatková. (Brüche und Kontinuitäten, Bd. 2.) Böhlau Verlag. Köln u. a. 2016. 327 S., Ill. ISBN 978-3-412-50168-6. (€ 39,90.)

Untersuchungen zur Kunstgeschichte und Denkmalpflege in der Zeit des Nationalsozialismus konzentrierten sich bisher weitgehend auf Entwicklungen im Deutschen Reich. Wenn aber der Blick auf Staaten gerichtet wurde, die ab 1939 schrittweise annektiert oder besetzt wurden, überwog stets das Interesse für die dann dort agierenden deutschen Institutionen und Akteure. Der vorliegende Sammelband erweitert diese Perspektive wesentlich. Er ging aus einer internationalen Tagung, die 2012 in Berlin im Ergebnis einer Kooperation zwischen dem Fachgebiet Kunstgeschichte der Technischen Universität Berlin und dem Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig stattfand, hervor. Hier nun werden nahezu sämtliche durch die Deutschen besetzten europäischen Gebiete als Orte komplexer diskursiver, institutioneller und personeller sowie – im denkmalpflegerischen Bereich – praktisch-technischer Konstel-

lationen und Entscheidungen erforscht, die durch die Besetzten und Besatzer gleichermaßen gestalten wurden. Das Interesse der vierzehn Beiträge gilt sowohl den vor Ort etablierten lokalen „Kunstgeschichten“, die unter den Bedingungen der Besetzung und den damit einhergehenden Beschränkungen weiterarbeiteten, als auch der politisch und ideologisch bestimmten „Kunstgeschichten“ der Besatzer. Die beiden Seiten werden sowohl in ihren jeweiligen eigenständigen Bemühungen und Tätigkeiten als auch in ihrer wechselseitigen und spannungsvollen Zusammenarbeit erörtert.

Das Themenspektrum des Bandes ist breit und vielfältig. Es umfasst die Denkmalpflege, den Kunstschutz, die Museums- und Ausstellungspolitik und Aktivitäten der universitären Institutionen ebenso wie kunsthistorische Diskurse und die Rolle der Kunsthistoriker als Autoren von Expertisen, Publikationen und Vorträgen, sei es im Dienste der Politik und Kulturpropaganda der Besatzungsmacht oder als Mittel des Widerstandes und der Selbstbehauptung auf Seiten der Besetzten. Das Nebeneinander von Beiträgen zu Ländern in West-, Süd-, Nord- und Osteuropa macht die unterschiedlichen Voraussetzungen und Sachlagen, mit denen sich die jeweilige lokale und die deutsche Kunstgeschichte auseinandersetzen hatten, sowie das hierdurch geprägte, jeweils besondere Verhältnis deutlich. Die Erklärung für die auf diese Weise sichtbar werdenden Differenzen zwischen den einzelnen Ländern liegt vordergründig in den Zielen, wie sie von den Vertretern des Deutschen Reiches im Hinblick auf das jeweilige besetzte Land generell formuliert sowie mit entsprechenden Strukturen umgesetzt wurden.

Die Beiträge zu Belgien und Holland auf der einen und zu osteuropäischen Ländern auf der anderen Seite machen diese Unterschiede erkennbar. Das besetzte Belgien und Holland (Aufsätze von Christina Kott und Marieke Kuipers) zeigen sich als Schauplätze diverser Formen von Konfrontation und Kooperation im Bereich der Denkmalpflege und des Kunstschutzes. Als prägender Faktor wirkte sich dabei die Tatsache aus, dass die vorhandenen nationalen Institutionen für beide Bereiche zuständig blieben und bis zu einem gewissen Grad von der deutschen Militärverwaltung unabhängig agieren konnten. Den Widerstand gegen die durch die Okkupation geschaffene Zwangslage begleitete die Bereitschaft, in Deutschland entwickelte Ideen aufzunehmen; deutsche Experten wiederum erkannten in der Auseinandersetzung mit zerstörten Städten und Denkmälern ein fachliches Experimentierfeld.

Die Lage in den ost- und ostmitteleuropäischen Ländern, denen im Buch viel Raum gewährt wird, stellte sich grundsätzlich anders, aber nicht einheitlich dar. Sämtliche auf den Osten Europas ausgerichtete Aktivitäten deutscher Institutionen und Akteure hatten unmissverständlich zum Ziel, die Politik der nationalsozialistischen Expansion zu legitimieren und die historische Rechtmäßigkeit des Anspruchs auf die besetzten bzw. eroberten Gebiete – bis zur Krim – zu beweisen. Die Beiträge des Sammelbandes liefern zu diesen historischen Vorgängen eine Fülle von Perspektiven und Ansätzen. Es werden wissenschaftlich gemeinte Diskurse behandelt (Robert Born über Hermann Phleps und dessen politische Förderer; Juliane Marquard-Twarowski über Dagobert Frey), die vielseitigen Aufgaben neuer Institutionen, wie sie in den dem Reich eingegliederten Teilen Polens eingerichtet wurden, erörtert (Sabine Arend über das Kunstgeschichtliche Seminar der Reichsuniversität Posen und dessen Leiter Otto Kletzl) und es wird die Museumspolitik der Deutschen in Prag nach 1939 mit Blick auf Personal, Bestände und Exposition untersucht (Alena Janátková). Die Aufsätze über die im Jahr 1941 veranstaltete Propagandaexposition „Deutsche Größe“ in Prag (Volker Mohn) und über die Tätigkeit Karl Hans Essers in Baltikum (Jens Hoppe) verdeutlichen die Rolle der mit dem nationalsozialistischen Machtapparat verbundenen, insbesondere der von Alfred Rosenberg geleiteten Organisationen und Einrichtungen.

Die Handlungsspielräume der lokalen Kunsthistoriker gestalteten sich unterschiedlich. Die bereits erwähnte Untersuchung von Janátková thematisiert u. a. die prekäre Lage der tschechischen Fachkräfte (Josef Cibulka), die zwischen Widerstand und Anpassung taktieren mussten. Auf bisher kaum bekannte Verhältnisse in Litauen macht Giedrė Jankevi-

„iütê aufmerksam. Sie widmet sich der vergleichsweise kurzen Phase in der komplexen, ja dramatischen Biografie des in München bei Wilhelm Pinder ausgebildeten Mikalojus Vorobjovas, der während der deutschen Okkupation in Litauen durch die Besatzer gefördert wurde. Für Polen hingegen lässt sich eine entschiedenerere Trennung zwischen den Welten der Besatzer und der Besetzten beobachten. So stellt Agnieszka Gąsior in ihrem Beitrag dem ausschließlich mit deutschen Wissenschaftlern besetzten Institut für deutsche Ostarbeit in Krakau die Untergrundtätigkeit polnischer Fachleute als Forscher, Lehrer und Denkmalpfleger gegenüber. Unterschiedlich hierzu stellte sich die Situation in Schweden dar, das seine staatliche Unabhängigkeit wahren konnte. Inga Lena Ångström Grandin stellt das Werk des Kunsthistorikers Andreas Lindblom als dessen „private war“ gegen die Vereinnahmung der schwedischen Kunst durch die „große deutsche Kultur“ vor. Die Erörterung der Verhältnisse in Italien vor und während der Okkupation (Christian Fuhrmeister, Almut Goldhahn) sowie ein Beitrag zu Wilhelm Pinders Tätigkeit als Vortragender im Dienste der Kulturpropaganda im Ausland (Magdalena Bushart) bereichern das Buch wesentlich.

Der besondere Wert des Sammelbandes liegt darin, dass der Gegenstand der Kunstgeschichte in den besetzten Ländern aus der Perspektive verschiedener Länder und vor einem europäischen Hintergrund in Augenschein genommen wird und dabei die Interdependenzen zwischen deutschen und den jeweiligen lokalen Kunstgeschichten ergründet werden. Die bis nicht ausreichend wahrgenommene Bedeutung dieser Problematik wird anschaulich vorgeführt, und es werden Anstöße gegeben, diese in einer transnationalen Perspektive zu erforschen. Gleichwohl macht sich im Band auch eine Diskrepanz bemerkbar. Diese besteht zwischen den mustergültigen Studien des Bandes, die sich der komplexen Methoden wissenschaftshistorischer NS-Forschung bedienen und zumeist die deutsche Seite der Geschichte reflektieren, und Defiziten, wie sie sich leider in der Erforschung der jeweiligen lokalen Kunstgeschichten in den besetzten Ländern zeigen. Die vorgelegte Publikation wird hoffentlich als Ansporn wirken, erweiternde und tiefgreifende Untersuchungen dieses noch vernachlässigten Forschungsfeldes in Angriff zu nehmen.

Poznań

Adam S. Labuda

John J. Kulczycki: *Belonging to the Nation.* Inclusion and Exclusion in the German-Polish Borderlands 1939-1951. Harvard University Press. Cambridge/MA – London 2016. 402 S., Kt. ISBN 978-0-674-65978-0. (\$ 49,95.)

Diese Monografie untersucht die Bemühungen zweier unterschiedlicher Regimes, des nationalsozialistischen und des volkspolnischen, zwischen Deutschen und Polen in den von ihnen gemeinsam bewohnten „Grenzländern“ zu unterscheiden. Als solche Grenzländer versteht John Kulczycki die vom Dritten Reich annektierten Teile Polens sowie (nach 1945) die ehemals deutschen Gebiete östlich von Oder und Neiße. Im ersten Kapitel analysiert er die deutsche Politik im besetzten Polen, mit besonderem Augenmerk auf die Anwendung der Deutschen Volksliste (DVL) mit ihren vier Kategorien, um möglichst viele Bewohner dieses Gebiets als mehr oder weniger „volksdeutsch“ bezeichnen zu können. Aber der Schwerpunkt dieser Studie (90 Prozent des Textumfangs) liegt auf der Zeit nach 1945 und befasst sich vor allem mit dem Problem der ca. zwei Millionen „Autochthonen“, d. h. deutschen Staatsbürger „slawischer Ethnizität“ (vor allem Oberschlesier und Masuren). Da diese die Aneignung sonst deutschen Territoriums zumindest teilweise legitimieren sollten, wollte die neue polnische Regierung sie im Land behalten. Sie versuchte die Autochthonen durch einen Prozess der Verifizierung ihres angeblich ursprünglichen und echten Polentums in die eigene Nation einzureihen, obwohl sich jene vorher größtenteils wie Deutsche (wenn nicht sogar als Nazis) benommen hatten. Letztendlich ist dieser Versuch gescheitert: zum einen, weil die polnischen Neuansiedler, aber auch viele Beamte, nach der brutalen Besatzung selten geneigt waren, solche Personen als Landsleute zu akzeptieren, auch wenn es die polnische Staatsräson befahl; zum anderen, weil allzu

viele Autochthone, die gerade anfangs beraubt und misshandelt wurden, aus welchem Grund auch immer sich weiterhin als Deutsche fühlten. Jedenfalls sind die meisten von ihnen, früher oder später (sobald sie konnten) nach Deutschland ausgewandert und die übrigen bilden die deutsche Minderheit im heutigen Polen.

Diese Entwicklung ist seit längerem bekannt, und K. rüttelt wenig an dem allgemeinen Bild, das Leszek Belzyt¹, Andrzej Sakson², Tomasz Kamusella³ und andere gezeichnet haben. Er untermauert es aber in wertvoller Weise, hat vor allem die amtlichen polnischen Quellen gründlicher als jeder andere erforscht und bietet somit die dichteste und detailreichste Darstellung des volkspolnischen Verifizierungsprozesses samt seines Scheiterns, die jemals erschienen ist. (Leider jedoch fehlt eine Bibliografie, um dieser Quellenbasis leichter nachzugehen.) Innovativ ist besonders die vergleichende Betrachtung der beiden Regimes und K.'s überaus kritische Beurteilung der Politik Volkspolens, die in der Feststellung gipfelt, dass das NS-Regime „das Modell geliefert hat“ (S. 52) für das volkspolnische Vorgehen – Letzteres habe eben „die Nazi-Politik fortgesetzt“ (S. 112). Diese Schlussfolgerung wird wohl auch im heutigen Polen umstritten sein.

Bei aller Achtung für den Forscherfleiß eines schon längere Zeit im Ruhestand lebenden Historikers sind aber auch einige Einwände zu registrieren. Erstens ist die Quellennähe dieses Werkes Stärke und Mangel zugleich, denn der überwiegend faktografische Text besteht größtenteils aus arrangiertem Quellenmaterial, das meistens ohne Kommentar oder Kontextualisierung weitergereicht wird; das Analytische kommt eher zu kurz. Zweitens gibt es Begriffsschwierigkeiten, z. B. verwendet K. den Begriff „Volksdeutscher“ in höchst anachronistischer Weise auch für die Zeit nach 1945, als höchstens von „ehemaligen, sogenannten Volksdeutschen der Kategorien III und IV“ die Rede sein kann. Wie K. unterstreicht, hat Volkspolen die Kategorien der DVL praktisch übernommen: Die unter I und II Verzeichneten galten als Deutsche und wurden ausgewiesen; die unter III und IV als ethnisch-polnische Bürger, die sich aus opportunistischen Gründen (oder sogar zwangsweise) auf die DVL haben eintragen lassen, obwohl sie kaum deutsche Merkmale aufwiesen. Nun, wo sie wieder Polen sein wollten, beschreibt K. sie allen Ernstes als „Volksdeutsche polnischer Nationalität“ (S. 266). Drittens verkündet K. gleich zu Beginn des Werkes seine Überzeugung, dass nationales Bewusstsein als historischer Faktor oft überschätzt werde – für viele (vor allem einfache) Menschen sei das eine nur oberflächliche, ambivalente, und wechselhafte Neigung. Folglich geht er davon aus, dass die scheinbar deutsche politische Identität für die meisten Autochthonen kein ernstes Hindernis gewesen sein und für ihr Verhalten nicht als ausschlaggebend angesehen werden könne. Somit ist er praktisch gezwungen, die ganze Schuld für das Misslingen der Verifizierungspolitik dem polnischen Regime zuzuschreiben, während die Autochthonen selbst als eher passive Objekte der Politik erscheinen. Am Schluss erkennt K. zwar an, dass Nationalbewusstsein nicht auf Grund von „Ethnizität“ angenommen werden könne oder solle, aber man vermisst trotzdem eine tiefere, geschichtlich begründete Analyse der nationalen Einstellung der Autochthonen. Diese muss man doch in Betracht ziehen, will man das Misslingen des Verifikationsprogramms voll verstehen.

K. schließt mit der eher moralisierenden und gegenwartsbezogenen Erkenntnis, dass ethnische Homogenität weder umsetzbar noch wünschenswert sei. Er glaubt, dass Polen

¹ LESZEK BELZYT: Zum Verfahren der nationalen Verifikation in den Gebieten des ehemaligen Ostpreußen, 1945-1950, in: Jahrbücher für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 39 (1990), S. 247-269.

² ANDRZEJ SAKSON: Mazury – Społeczność Pogranicza [Masuren – eine Gesellschaft im Grenzgebiet], Poznań 1990.

³ TOMASZ KAMUSELLA: Silesia and Central European Nationalisms. The Emergence of National and Ethnic Groups in Prussian Silesia and Austrian Silesia, 1848-1918, West Lafayette/IND 2007.

heute besser dastünde, wenn es die Millionen Autochthonen und „Volksdeutschen“ bei sich hätte behalten können – obwohl eine solche Logik den Umständen von 1945 widerspricht. Ansonsten aber hat K. eine breit angelegte und bemerkenswert gründlich erforschte Studie zu einem wichtigen Thema geliefert, und jeder, der sich für dieses Thema interessiert, wird nun wohl diese Arbeit in Betracht ziehen wollen.

Bangor/ME

Richard Blanke

East and Central European History Writing in Exile 1939-1989. Hrsg. von Maria Zadencka, Andrejs Plakans und Andreas Lawaty. (On the Boundary of Two Worlds, Bd. 39.) Brill Rodopi. Leiden u. a. 2015. XII, 433 S. ISBN 978-90-04-29962-7. (€ 99,-)

Der Band beinhaltet Beiträge einer Konferenz, die 2009 an der Södertörn University durchgeführt wurde. Ein internationaler Kreis von Historikern und Literaturwissenschaftlern beschäftigte sich dort mit der Exil-Historiografie aus Ostmitteleuropa in den Jahren 1939-1989. Die veröffentlichten Beiträge untersuchen das Exil aus einem Gebiet, das Estland, Lettland, Litauen, Weißrussland, die Ukraine und Polen umfasst.

Die leitenden Fragen der Beiträge kreisen um die Lage der Emigranten in der jeweiligen Exilgruppe, in den Gastländern und in der internationalen Gemeinschaft der Historiker. Darüber hinaus wird thematisiert, wie sie die Entwicklung der Geschichtswissenschaft in der „alten“ Heimat bewertet hatten und ob sie diese beeinflussen konnten. Bei der Definition, wer als Historiker gelten kann, gehen manche Autoren der Beiträge (Maria Zadencka, Rafał Stobiecki) so weit, dass sie auch Schriftsteller dazurechnen (wie z. B. den aus Polen stammenden Józef Mackiewicz) – eine Entscheidung, die dem Rezensenten zweifelhaft erscheint.

Die Lektüre des Bandes ermöglicht es, allgemeine Schlüsse über das Exil und insbesondere über die Exil-Historiker aus Ostmitteleuropa zu ziehen. So zeichnete sich die Emigration aus dieser Region nach 1939 durch eine hohe Prozentzahl an Intellektuellen aus. Die Geschichte des eigenen Landes genoss innerhalb der jeweiligen Emigration einen hohen Stellenwert. Die Historiker im Exil zeigten sich hin- und hergerissen zwischen der Notwendigkeit, der Exil-Gemeinschaft mit populärwissenschaftlichen Werken zu dienen, und dem Wunsch nach Professionalisierung. Von entscheidender Bedeutung für ihr berufliches Fortbestehen waren organisatorische Strukturen, wie Vereinigungen oder Zeitschriften. So bildete z. B. die Gründung der *Slavic Review* 1963 einen wichtigen Wendepunkt für die Integration und Professionalisierung der ukrainischen Forschung im Exil sowie ihre Vernetzung mit der westlichen Historiker-Community.

Im Lichte dieser Befunde verwundert es nicht, dass manche Autoren des Bandes auf das Konzept des „sozialen Kreises“ zurückgreifen, das von dem Soziologen Florian Znaniecki entworfen wurde und eine Gemeinschaft bezeichnet, die sich durch institutionelle Verbindungen und permanente personelle Kontakte auszeichnet (vgl. den Beitrag von Zadencka zu polnischen Exil-Historikern auf den Internationalen Historikertagen, S. 157 f.). Als ein weiterer theoretischer Zugang zur Erforschung dieser Exilanten-Gruppe wird der generationelle Ansatz verwendet. Dies geschieht insbesondere im Beitrag von Andrejs Plakans zu lettischen Exilhistorikern. So gelingt es dem Autor, bei den emigrierten lettischen Historikern generationsbedingte Erfahrungen, Anknüpfungsmöglichkeiten an die Historiografie des jeweiligen Gastlandes und schließlich auch die Möglichkeiten, nach 1991 in der „alten“ Heimat wieder präsent zu sein, herauszuarbeiten.

Insbesondere Exil-Historiker, die aus Ländern stammten, die – wie die baltischen Republiken – nur kurz staatliche Form annahmen, wurden im Westen mit der Frage konfrontiert, in welche größeren Zusammenhänge sich die Geschichte ihres Landes einordnen lasse: die imperiale russische, die sowjetische oder (im Falle Estlands und Lettlands) die deutsche Geschichte? Sie reagierten darauf mit dem Hinweis auf den autochthonen Charakter der eigenen nationalen Vergangenheit, betonten die Zugehörigkeit zum Westen

oder/und bedienten sich theoretischer Ansätze wie der *area studies*, die es ihnen ermöglichen, die Geschichte ihres Landes fachübergreifend zu erforschen und zu präsentieren.

Gab es ein Paradigma der aus Ostmitteleuropa stammenden Exil-Historiker bzw. auffallende Ähnlichkeiten zwischen ihnen? Dieser Frage wird in mehreren Aufsätzen nachgegangen, die sich mit einzelnen polnischen Akteuren und Milieus beschäftigen (u. a. Mirosław Filipowicz zu Oskar Halecki, Henryk Paszkiewicz und Marian Kukiel, Artur Mękowski zur Kritik aus Exilkreisen an der volkspolnischen Historiografie und Andrzej Nowak zu der „Polish Connection“ in der amerikanischen Sowjetologie). Einige Gemeinsamkeiten sind nicht zu übersehen. So betonten die exilpolnischen Historiker die positiven Aspekte des untergegangenen polnisch-litauischen Reiches, grenzten Russland aus Europa aus (nicht aber die Ukraine) und kritisierten den marxistischen Ansatz. In Letzterem sahen sie eher den Versuch, die sowjetischen Eroberungen nach 1945 einerseits und die Interessen der polnischen Kommunisten andererseits zu legitimieren. Außerdem betonten sie die Kontinuität zwischen der sowjetischen und der traditionellen russischen, imperial ausgerichteten Historiografie.

Diese Einstellung erschwerte es ihnen jedoch, die positive Entwicklung in der marxistischen Historiografie nach 1956 wahrzunehmen oder sich generell mit der sozialwissenschaftlich orientierten Forschung anzufreunden. Dies betrifft auch deren reservierte Haltung gegenüber solch wichtigen Strömungen der westlichen Historiografie nach 1945 wie die Annales-Schule (siehe dazu vor allem den bereits erwähnten Beitrag von Zadencka).

Bei der Suche nach den genannten Ähnlichkeiten widmet sich Nowak in seinem lesenswerten und mit Verve geschriebenen Aufsatz drei Exil-Historikern: Leopold Łabędź (Labedz), Adam Bruno Ulam und Richard Pipes. Alle drei wurden zwischen 1920 und 1923 geboren, waren jüdischer Abstammung und erlebten im Polen der Zwischenkriegszeit eine sorglose Jugend. 1939 verließen sie das Land, um nach dem Zweiten Weltkrieg in der anglosächsischen Welt beachtenswerte Karrieren zu durchlaufen. Sie zeichneten sich sowohl durch wissenschaftliche als auch durch politische und mediale Präsenz aus. Einen gemeinsamen Nenner bildete bei ihnen – so Nowak – die negative Wahrnehmung der Sowjetunion und des Kommunismus, die aus den persönlichen Erfahrungen mit der Zerstörung des Landes ihrer Jugend durch den östlichen Nachbarn im September 1939 resultierte. Dies machte sie immun gegen jegliche Verharmlosung des sowjetischen Systems. Die genannten Historiker identifizierten sich sogar mit der Sichtweise und den Wünschen der unterdrückten Bevölkerung, in einem besseren System zu leben, womit sie sich – nach Ansicht von Nowak – von vielen anderen Wissenschaftlern und Politikern unterschieden (S. 390).

Angeschnitten wird in den Beiträgen die Frage nach dem Austausch zwischen den Vertretern der unterschiedlichen Exilgruppen untereinander sowie zwischen ihnen und dem jeweiligen Herkunftsland. Ein spannendes Beispiel für Letzteres liefert Jaan Undusk in seinem Beitrag „History Writing in Exile and in the Homeland after World War II: Some Comparative Aspects“. 1964 erschien in einer estnischen Exil-Zeitschrift die Übersetzung eines Vortrags des deutsch-baltischen Historikers Paul Johansen über den im 16. Jh. tätigen Chronisten Balthasar Rüssow. Johansen stellte die These auf, dass dieser väterlicherseits estnischer Abstammung gewesen sei. Nur wenige Jahre später griff der im sowjetischen Estland tätige Schriftsteller Jaan Kross diesen Gedanken in seinem Roman *Das Leben des Balthasar Rüssow* auf. Das Werk sollte eine immense Bedeutung für das Weiterbestehen des nationalen Bewusstseins der Esten haben (S. 327 ff.).

Insgesamt handelt es sich bei der hier besprochenen Veröffentlichung um einen inhaltlich reichen und inspirierenden Band, der zu weiterer Beschäftigung mit der Problematik des ostmitteleuropäischen Exils animiert.

Berlin

Bernard Wiaderny

Evelyne A. Adenauer: Das christliche Schlesien 1945/46. Wie die Erzdiözese Breslau und die Kirchenprovinz Schlesien der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union endeten und in Schlesien polnische katholische Apostolische Administraturen eingerichtet wurden. (Beiträge zu Theologie, Kirche und Gesellschaft im 20. Jahrhundert, Bd. 22.) LIT. Berlin u. a. 2014, II, 508 S. ISBN 978-3-643-11822-6. (€ 49,90.)

Fast zeitgleich mit Robert Żureks grundlegender Untersuchung zur Errichtung der polnischen Kirchenverwaltung in den sog. „Wiedergewonnenen Gebieten“¹ legt Evelyne A. Adenauer mit ihrer Kölner Dissertation eine weitere Studie zu den tiefgreifenden kirchlich-konfessionellen Umwandlungen im ehemals deutschen Osten nach 1945 vor. Sie fokussiert ihr Interesse auf die Provinz Schlesien und legt den Schwerpunkt auf die beiden großen christlichen Konfessionen, wobei die Evangelische Landeskirche im Vergleich zu den katholischen Bistümern Breslau und Kattowitz verhältnismäßig wenig Raum einnimmt.

A. zeichnet den Übergang des religiösen Lebens von den deutschen auf die polnischen Christen anhand kirchlicher und pastoraler Strukturen beider Konfessionen von der episkopalen Hierarchie bis auf die Ebene der Kirchengemeinden systematisch nach. Die Vf. stützt sich dabei auf einen umfangreichen Quellen- und Literaturfundus, was ihr einerseits dabei hilft, alle wesentlichen Facetten des Themas auszuleuchten, es ihr andererseits aber sichtlich erschwert, eine klare Bewertung zu wagen, da die zitierten Quellen außerordentlich vielschichtige und unterschiedliche Wirklichkeiten widerspiegeln. Hier wird auch besonders anschaulich, wie sehr die Wahrnehmung damaliger Ereignisse und Entwicklungen durch die Betroffenen in erster Linie von den lokalen Gegebenheiten, vor allem in den Pfarreien und den dort handelnden Geistlichen beider Konfession und Nationalität, geprägt bzw. beeinflusst waren. So lassen sich Beispiele aversiv-konfrontativer Begegnungen zwischen deutschen und polnischen Gläubigen eines Ortes ebenso viele Gegenbeispiele einvernehmlichen und pragmatischen Zusammenlebens andernorts anführen. Diese Bandbreite an Äußerungen von Deutschen und Polen im kirchlichen Raum in Zeiten des politischen, wirtschaftlichen und mentalen Zusammenbruchs bildet die Stärke der Arbeit.

Die Komplexität der Entwicklungen in Schlesien 1945/46 bewirkt aber zugleich, dass zentrale Fragen des Forschungsdiskurses eher beiläufig behandelt werden, wie A.s. Feststellung, das Erzbistum Breslau sei nach Kriegsende weitgehend intakt und handlungsfähig geblieben. Demnach hätte sich die Umsetzung der an Kardinal Augustyn Hlond verliehenen päpstlichen Sondervollmachten und damit die Übernahme der Jurisdiktionsgewalt durch die polnischen Administratoren an einem funktionsfähigen Korpus und nicht, wie oft behauptet, an einem zusammengebrochenen und zerstörtem Pastoralssystem vollzogen. Überhaupt habe sich die Seelsorge an den deutschen Katholiken in Schlesien nach 1945 paradoxerweise zunächst verbessert, denn sowohl die vorhandene pastorale Infrastruktur, die meist weiter genutzt werden konnte, als auch der überproportional hohe Anteil katholischer Geistlicher in Relation zu den verbliebenen deutschen Katholiken machte eine intensivere Betreuung der Gläubigen möglich. Der Zusammenbruch der deutschen Erzdiözese Breslau erfolgte somit auch nicht aufgrund der Aussiedlungen oder aufgrund der Errichtung polnischer apostolischer Administraturen in Breslau und Oppeln zum 1. September 1945, sondern erst mehrere Monate später, nachdem die Zahlungen der Gehälter für die deutschen Kurienbediensteten eingestellt worden waren.

Die kirchlichen Verhältnisse in Schlesien in der unmittelbaren Nachkriegszeit, so stellt A. heraus, waren von zwei sich ausschließenden Erwartungen bestimmt. Während es für die meisten deutschen Schlesier vorerst kaum vorstellbar war, dass ihre Kirche und ihre Heimat künftig polnisch sein würden, war dies insbesondere für die polnischen Amts- und Würdenträger eine unverrückbare Gewissheit und die vollständige Aussiedlung der

¹ ROBERT ŻUREK: Die katholische Kirche Polens und die „Wiedergewonnenen Gebiete“ 1945-1948, 2 Bde., Frankfurt a. M. 2014.

Deutschen nur noch eine Frage der Zeit. Aus diesen entgegengesetzten Haltungen heraus lässt sich das Handeln der deutschen und polnischen Christen in Schlesien am besten verstehen und die Widersprüchlichkeit der von A. beschriebenen Verhältnisse erklären.

As. Studie ist quellengesättigt, wenngleich nicht immer quellenkritisch, sowie informativ und bindet in gelungener Weise die lokalen Verhältnisse in die Gesamtentwicklung ein. Kritisch anzumerken sind lediglich die etwas unglücklich gewählten Zwischenüberschriften sowie die bisweilen langen Aneinanderreihungen von Berichten kirchlicher Festlichkeiten; diese hätten gestrafft bzw. summarisch zusammengefasst werden können. Doch diese Monita sollen den guten Ertrag der Untersuchung nicht schmälern.

Essen

Severin Gawlitta

Andrzej Friszke: Między wojną a więzieniem 1945-1953. Młoda inteligencja katolicka [Between War and Prison 1945-1953. Young Catholic Intelligentsia.] Biblioteka „Więzi“ – Instytut Studiów Politycznych PAN. Warszawa 2015. 416 S., III. ISBN 978-83-64091-43-8. (PLN 25,-.)

Relations between the Catholic Church and communist state in Poland are undoubtedly among the topics historians have examined most. However, the large spectrum of activity of Catholics in Poland after the Second World War has not been completely explored yet. One of its aspects is the origins and activity of the Catholic intelligentsia, especially before 1956. This topic is not broadly presented in historiography, despite the fact that many relevant memoirs covering this period have been published. The task was undertaken by Andrzej Friszke in the reviewed monograph. He is a well-recognized Polish historian, professor of the Polish Academy of Sciences and the author of many key books on the history of communism in Poland.¹

The book is divided into 12 chapters, including an introduction and conclusion that deal with the political and sociological context of the period 1939-1953 and describe the origins, fate, life and ideas of young Catholic intelligentsia in Poland. F. tackles his subject chronologically, but also concentrates on the specific issues. First, he depicts the restrictive policy of the Soviet domination of Poland, which limited independent political, cultural and religious activity of Polish intelligentsia. Its reaction, considering the international situation as a crucial factor, was determined by previous experience of the German occupation. This leads F. to the sociological background of the young generation that sought both adaptation and independent participation in the new post-war reality. The marginal, conservative group from Kraków opted for cold, geopolitical analysis rather than what they called romantic upsurge. They claimed that preservation of the ‘nation’s substance’ was essential, therefore Polish policy should seek temporary settlements and wait for a better international situation. Two of them—Dominik Horodyński and Aleksander Bocheński—joined Piasecki’s group later. However, the difference was significant—the Germans did not seek agreement and their repressive policy made it impossible. The Soviets, on the other hand, allowed the development of a Polish administration and army, which required the participation of Polish society. For the young Catholic elite this caused the problem not only of how to function in Poland under communist rule, but also how to preserve moral Catholic values. These questions raised several answers. The group that gathered around the weekly *Tygodnik Warszawski* and formed *Kolumna Młodych* was previously linked with the National Party (Stronnictwo Narodowe), and together they pursued the ideal of

¹ On the topic of Catholics in Communist Poland see ANDRZEJ FRISZKE: *Opozycja polityczna w PRL 1945-1980* [Political Opposition in the People’s Republic of Poland, 1945-1980], London 1994; IDEM: *Oaza na Kopernika: Klub Inteligencji Katolickiej 1956-1989* [Oasis on Copernicus Street: The Catholic Intelligentsia Club 1956-1989], Warszawa 1997.

national Catholicism. This was considered by the communists as an oppositional ideology and it was not tolerated by the regime after the Stalinization in 1948. The main advocates of this ideology, Wiesław Chrzanowski, Andrzej Kozanecki and Tadeusz Przeciszewski, were sentenced to prison.

The Marian Student Sodality (Sodaliczka Marińska Akademików), which was a group of young people seeking profound understanding of Catholicism, concentrated on developing religious consciousness rather than engaging in polemics with the regime. The leaders of the Sodality, like father Tomasz Rostworowski, wanted to create a lay intellectual elite. However, after 1948 the communists persecuted its members and Rostworowski was sentenced to prison. *Tygodnik Powszechny*, a weekly published in Kraków, sought refuge in culture. This was also the choice of the distinguished Word Eaters Club (Klub Logofagów), which created a space where Catholics could discuss openly, even with Marxists. Maintaining its character was impossible under the Stalinist regime and the club was closed by its founders, probably at the end of 1948. All these groups shared a non-conformist attitude towards the regime, which ultimately brought them under surveillance and persecution by the secret police.

The other path was chosen by Bolesław Piasecki and his editorial team of *Dziś i Jutro* weekly, which later evolved into the PAX association. They sought agreement with the Polish communists and their Soviet overseers, which finally resulted in pledging loyalty to the Stalinist regime and supporting its policy. F. mainly bases his historical reconstruction on the documents created by the communist secret police. This sheds new light on the topic, especially on the history of Piasecki's group, whose policy was well known to historians, but had been based more on deduction and scarce papers rather than official documents showing its dependence on the secret police.

F. proves, without a doubt, that Piasecki and his associates (Ryszard Reiff, Konstanty Łubiński) secretly cooperated with the communist secret service in its operation against the Polish government in exile in London. Moreover, this led to his dependence on Julia Brystygier, the director of Department V of the Ministry of Public Security, who planned and coordinated actions against the Catholic Church in Poland. Therefore F.'s narration links how Piasecki's proposal of political allegiance in 1945 evolved into collaboration with the communists in their policy to subdue the Catholic Church, which was not clear previously.

The author's narrative is very detailed. However, a certain amount of the information provided could be better inserted into footnotes. Besides, the documents are too often extensively cited, cluttering the reader's mind with details which sometimes are not linked to the narrative. However, these minor flaws do not overshadow the book's great value.

F.'s monograph is a solid foundation for further research on the history of the Catholic intelligentsia in Poland. It introduces new material and interpretations both on the post-war reality and the ideas and biographies of young Catholic intelligentsia. It shows the importance of intellectual reflection in the age of totalitarianism, and how fragile the boundary between political game and treachery was. It is based on a broad spectrum of primary sources and its contents will be considered current for many years. Furthermore its index and photographs make finding information easier. Undoubtedly every historian working on the history of the Catholic Church and intelligentsia in communist Poland should be acquainted with it.

Warszawa

Bartłomiej Kapica

Markus Krzoska: Ein Land unterwegs. Kulturgeschichte Polens seit 1945. Schöningh. Paderborn 2015. 436 S., Ill. ISBN 978-3-506-78085-0. (€ 39,90.)

Markus Krzoska unternimmt mit seiner Studie, die auf seiner 2012 an der Justus-Liebig-Universität Gießen eingereichten Habilitationsschrift basiert, den Versuch, die Geschichte Polens nach dem Zweiten Weltkrieg „neu zu betrachten“ (S. 13), indem er diese

einerseits in einem europäischen Rahmen verortet und andererseits in einer breit angelegten Kultur- und Gesellschaftsgeschichte beleuchtet. Die Studie ist als Synthese und Überblicksdarstellung konzipiert und umfasst neben der historischen und politischen Rahmung insbesondere Fragen der Kulturgeschichte. Besonders „Fragen der Anpassung [an das System] und Komplizenschaft, des ganz normalen Alltags, aber auch der systemübergreifenden gesamteuropäischen oder gar globalen Zusammenhänge“ (S. 14) sollen aus ihrer Vernachlässigung befreit werden. Dabei zeigt der Vf., dass das Land – abgesehen von der Zeit des Hochstalinismus – nicht hermetisch abgeriegelt war und sich Einflüsse, vor allem in West-Ost-Richtung, über die Systemgrenzen hinweg geltend machten. In der Studie sollen „Verflechtungen und Kontakte“ besonders betont werden, „wohl wissend, dass es Phasen der Abwendung auf der einen Seite ebenso gab, wie eine andere europäische Seite Polens, die auf das System des COMECON und des Warschauer Paktes ausgerichtet war, genauso wie auf die sowjetische Besatzungsmacht“ (S. 24). K. betont: Die „Mythen des Alltags waren letztlich in den Ländern des sozialistischen Lagers nicht viel anders als in denen Westeuropas“ (S. 22). Dies zeigt er besonders im Abschnitt über die Entwicklung der Pop-Kultur.

Seine zentrale Frage, wo im geografisch-politischen Sinne „sich das Land innerhalb Europas eigentlich befindet“ (S. 15), entwickelt K., neben seiner Konzentration auf gesellschafts- und alltagsgeschichtliche Perspektiven, insbesondere anhand des Paradigmas der Mobilität, die sich in der Studie in verschiedenen Aspekten der Nachkriegszeit widerspiegelt: einerseits infolge der Westverschiebung Polens, die auf der Konferenz von Jalta beschlossen wurde, als geografische bzw. räumliche Mobilität. Damit ging die Entwurzelung und Migration von Millionen von Menschen einher. Binnenmigrationen waren auch in den folgenden Dekaden für die polnische Gesellschaft kennzeichnend, so lebten 1988 knapp 43 Prozent der Bevölkerung nicht mehr an ihrem Geburtsort (S. 81). Hinzu kommen die beständigen Migrationsströme in das westliche Ausland, etwa in den 1970er und 1980er Jahren in die Bundesrepublik oder im zurückliegenden Jahrzehnt nach Irland und Großbritannien.

Zum anderen untersucht K. unter dem Paradigma der Mobilität die sozialen Veränderungen in der Nachkriegszeit, die durch den kommunistischen Umbau der Gesellschaft zu einer erhöhten sozialen Mobilität mit Aufstiegschancen für bisher nicht privilegierte Schichten einhergingen. Diese Mobilität geriet in den 1960er-Jahren ins Stocken, was jedoch von der Mehrheit der Bevölkerung nach den Erfahrungen des Stalinismus nicht als negativ wahrgenommen wurde, zumal es die Möglichkeit eröffnete, sich „endgültig im System einzurichten“ (S. 58).

Der dritte Aspekt, dem der Vf. besondere Aufmerksamkeit widmet, ist die geistige Mobilität, der einerseits die (teilweise) Anpassung an das repressive System thematisiert, andererseits jedoch vor allem die Nischen und den kulturellen Eigensinn untersucht („die fröhlichste Baracke des Sozialismus“, S. 108), wie etwa im Bereich der Pop-Musik. Hier spielen jedoch ebenso alltagsgeschichtliche Aspekte eine besondere Rolle, etwa der Arbeitsplatz, der gemäß der sozialistischen Ideologie den Menschen formte, sowie der tägliche Kampf mit den Auswirkungen der Mangelwirtschaft, die, abgesehen von einigen wenigen Ruhephasen, allgegenwärtig waren. Der vierte Aspekt wiederum ist die persönliche Mobilität, die insbesondere seit 1967 durch die Einführung des Fiat 125p sowie 126p (Letzterer wurde sinnbildlich auch für den Einband gewählt) sowie durch die Reiseerleichterungen sowohl innerhalb des sogenannten Ostblocks als auch in die westlichen Staaten (insbesondere in die Bundesrepublik) eine in der Nachkriegszeit bis *dato* nicht gekannte persönliche (jedoch nicht politische) Freiheit bedeutete.

Die politische Freiheit, die mit dem Systemumbruch 1989 und den darauffolgenden Jahren einherging, steht im Kapitel „Angekommen im Westen? Der Systemwandel und die Folgen“ im Mittelpunkt und untersucht die Entwicklungen seit 1989, wie etwa ökonomische, administrative und gesellschaftliche Veränderungen, und gibt einen kurzen Überblick über die aktuelle Situation in Bereichen wie Umwelt und Landwirtschaft, Kriminalität,

Wissenschaft und Bildung. Schließlich widmet sich der Vf. in einem Problemabriss mit den polnischen Geschichtsbildern und -debatten einem komplizierten und delikaten Feld, das seit dem Umbruch im Mittelpunkt von Bedeutungskämpfen steht.

Das Werk verdeutlicht die Schwierigkeiten, eine zeithistorische Studie bis in die Gegenwart zu schreiben. Während der Vf. in seinem im Herbst 2014 abgeschlossenen Manuskript schreibt, dass sich das politische System stabilisiert habe, wenn auch „angesichts der Vielzahl von Affären, geschichtspolitischen Debatten und der mangelhaften Streitkultur nicht davon die Rede sein kann, dass die Bürger ihren Staat offensiv verteidigen“ (S. 265), zeigen gerade die politischen Entwicklung infolge des Wahlsieges der Partei Recht und Gerechtigkeit (Prawo i Sprawiedliwość) im Jahre 2015, die Entstehung des Komitees zur Verteidigung der Demokratie (Komitet Obrony Demokracji) und die anhaltenden Auseinandersetzungen um Verfassungsgericht, Abtreibungs-, Demonstrations- und Presserecht, dass diese Schilderung als teilweise obsolet angesehen werden muss. Problematisch – dies wird vom Vf. bereits in der Einleitung thematisiert (S. 27) – sind für eine kontinuierliche und gleichbleibende Tiefe der Darstellung ferner die unterschiedlichen Forschungsstände zu einzelnen Teilbereichen wie etwa Politik- und Alltagsgeschichte.

Abgesehen von diesen Einschränkungen und einigen kleineren missverständlichen Formulierungen und Unklarheiten für Leser, die mit den Grundlagen der polnischen Geschichte seit 1945 nicht vertraut sind und zusätzliche Informationen benötigen würden, gelingt K. eine umfassende, gut geschriebene Synthese zur Geschichte Polens in der Nachkriegszeit, die bisher vorhandene (politik)geschichtliche Standardwerke wie etwa von Hans Roos¹ oder Włodzimierz Borodziej² gekonnt erweitert. Insbesondere überzeugt ihre Verknüpfung von nationaler, europäischer und Gesellschaftsgeschichte, die auch zukünftigen Darstellungen zur polnischen Geschichte wichtige Impulse verleihen kann.

Magdeburg

Michael Zok

¹ HANS ROOS: Geschichte der polnischen Nation 1918-1985. Von der Staatsgründung im 1. Weltkrieg bis zur Gegenwart, 4. Aufl., Stuttgart 1986.

² WŁODZIMIERZ BORODZIEJ: Geschichte Polens im 20. Jahrhundert, München 2010, insbesondere der vierte Teil.

Anita Prazmowska: Władysław Gomułka. A Biography. I. B. Tauris. London 2016. XVII, 296 S. ISBN 978-1-84885-133-7. (£ 69,-.)

Obwohl Biografien im klassischen Erzählstil gerade in Bezug auf die Geschichte Polens nie ihre wichtige Rolle eingebüßt haben, so haben Historikerinnen und Historiker um die Lebensläufe kommunistischer Funktionäre doch eher einen großen Bogen gemacht. Sieht man einmal von General Wojciech Jaruzelski ab, gibt es bis zum heutigen Tage für keinen der Generalsekretäre der PZPR unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten brauchbare Werke. Das galt auch und gerade im Falle Władysław Gomułkas auf besonders schmerzliche Weise. Die Arbeit Andrzej Werblans¹ lebt zu sehr von der Nähe des Verfassers zur skizzierten Person, dessen enger Vertrauter er war. Von Maria Ewa Ozóg's durchaus beachtlicher Publikation² erschien 1989 nur der erste Band. Immerhin hat Paweł Machcewicz 1995 eine kurze biografische Skizze³ über Gomułka verfasst. Über 30 Jahre nach dem Tode Gomułkas hat sich Anita Prazmowska, Professorin für Geschichte an der London School of Economics und Autorin einiger Überblicksdarstellungen zur Zeitge-

¹ ANDRZEJ WERBLAN: Władysław Gomułka, sekretarz generalny PPR [Władysław Gomułka, Generalsekretär der PPR], Warszawa 1988.

² MARIA EWA OZÓG: Władysław Gomułka. Biografia polityczna [Władysław Gomułka. Politische Biografie], Bd. 1, Warszawa 1989.

³ PAWEŁ MACHCEWICZ: Władysław Gomułka, Warszawa 1995.

schichte Polens, aufgemacht, diese Lücke zu schließen. Die Arbeiten von Ożóg und Machewicz verwendet sie dabei allerdings nicht.

P.'s Buch wählt zwei Schwerpunkte, um der Person Gomulka näherzukommen. Zum einen ist dies die Geschichte der kommunistischen Bewegung in Polen vor und nach 1945, zum anderen der Einfluss der Sowjetunion auf die Geschicke des westlichen Nachbarn. Dabei ist sie mit dem grundlegenden Problem konfrontiert, dass es fast gar kein Quellenmaterial zu Gomulka für die Zeit vor 1945 und allgemein wenig gibt, was eine Charakterisierung seiner Person möglich machen würde. Somit bleibt im Grunde nur die Einbettung seines Lebens in die jeweiligen politischen Umstände. Diese gelingt der Autorin auch souverän. Sie skizziert die Entwicklungslinien der polnischen Arbeiterbewegung vor dem Zweiten Weltkrieg, die Zerschlagung der KPP, den Kampf im Untergrund, die Auseinandersetzung der Machtzentren in Moskau und in Polen selbst, die Konflikte der unmittelbaren Nachkriegszeit und des Stalinismus sowie die Jahre von Gomulka's Herrschaft bis 1970. Fehler unterlaufen ihr dabei kaum, allerdings ließe sich über bestimmte Schwerpunktsetzungen und Einschätzungen kontrovers diskutieren. Wichtig und richtig ist es, die Rolle der sowjetischen Führer herauszuarbeiten. Gleiches gilt für die Bewertung der Krisenereignisse in Ungarn 1956 und der Tschechoslowakei 1968. Blass bleibt dagegen die Beschreibung der innenpolitischen Konflikte nach 1956, wie überhaupt die Dichte der Schilderung gegen Ende des Buches nachlässt. Die Bedeutung des Todes des Journalisten Henryk Holland 1961 wird eher zu hoch bewertet.

Da die Autorin deutschsprachige Literatur nicht verwendet, fallen ihre Bewertungen zum für Gomulka so zentralen „deutschen Problem“ eher vorsichtig aus und berücksichtigen nicht immer den aktuellen Stand der Forschung. Besonders gilt dies für die Geschichte des Bischofsbriefwechsels von 1965, wo sie neuere zentrale Arbeiten nicht kennt.⁴ Die von ihr angegebene Zahl der Opfer des Posener Aufstands von 1956 entspricht nicht den neuesten Erkenntnissen.⁵

Das Problem bei dieser Herangehensweise ist jedoch, dass dem Leser die Person Gomulka nicht wirklich verständlicher wird. Wir erfahren zwar einiges über seine privaten Vorlieben, seine allgemeine Abneigung gegenüber Intellektuellen im Allgemeinen und „Revisionisten“ im Besonderen oder sein Verhältnis zur Sowjetunion. An keiner Stelle hat man aber den Eindruck, dem Verständnis dieser die Geschichte Polens nach 1945 so prägenden Figur näherzukommen. P. stützt sich sehr häufig auf die Erinnerungen seines Sohns Ryszard Strzelecki, ohne diese Quelle kritisch zu hinterfragen.⁶ Am stärksten ist ihre Darstellung, wo sie selten ausgewertetes Archivmaterial verwendet, etwa die Polizeiberichte der Zwischenkriegszeit, und wo sie Aspekte in den Vordergrund rückt, die ansonsten vernachlässigt werden, wie die Rolle von Gomulka's Ehefrau Zofia in den schwierigen Zeiten der Verfolgung vor 1939 und 1949-1956 oder die internen Berichte über das Verhalten des getrennt untergebrachten Ehepaars während der stalinistischen Haft. Der Blick in die Archive hätte insgesamt deutlich intensiver erfolgen können.

Man muss allerdings betonen, dass P. angesichts der Literaturlage oft kaum eine andere Wahl hatte, als auf immer die gleichen Materialien zurückzugreifen. Vermutlich hätte es

⁴ BASIL KERSKI, THOMAS KYCIA, ROBERT ŻUREK: „Wir vergeben und bitten um Vergebung“. Der Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe von 1965 und seine Wirkung, Osnabrück 2006; SEVERIN GAWLITTA: „Aus dem Geist des Konzils! Aus der Sorge der Nachbarn!“. Der Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe von 1965 und seine Kontexte, Marburg 2016.

⁵ ŁUKASZ JASTRZĄB: Poznański Czerwiec 1956 r. Próba ustalenia liczby zabitych i rannych [Der Posener Juni 1956. Versuch, die Zahl der Getöteten und Verletzten festzustellen], in: Przegląd Historyczny 97 (2006), 4, S. 525-536.

⁶ RYSZARD STRZELECKI-GOMULKA: Między realizmem a utopią [Zwischen Realismus und Utopie], Warszawa 2003.

aber geholfen, diese Texte stärker gegen den Strich zu bürsten und mehr Mut zu eigenen Positionen aufzubringen, als die Inhalte nur zu paraphrasieren. Wie man trotz fehlender Quellen eine interessante Biografie zu einer beinahe ebenso wichtigen Person der polnischen Zeitgeschichte, wenngleich aus journalistischer Perspektive, schreibt, zeigt Piotr Lipiński neue Arbeit zu Gomulka's „ewigem Ministerpräsidenten“ Józef Cyrankiewicz.⁷

Auch wenn das vorliegende Buch sogleich ins Polnische übersetzt wurde, richtet es sich doch eindeutig vor allem an ein englischsprachiges Publikum, das mit den Ereignissen in Polen wenig bis gar nicht vertraut ist. Der polnische Leser wird darin kaum etwas Neues finden. Die Verdienste der Autorin, akribisch Material zusammengetragen und es angemessen präsentiert zu haben, werden dadurch nicht geschmälert. Auf eine spektakuläre, methodisch innovative Biografie des wichtigsten polnischen Politikers der kommunistischen Zeit müssen wir jedoch weiter warten.

Gießen – Siegen

Markus Krzoska

⁷ PIOTR LIPIŃSKI: *Cyrankiewicz. Wieczny premier* [Cyrankiewicz. Der ewige Ministerpräsident], Wołowiec 2016.

Voices of Freedom – Western Interference? 60 Years of Radio Free Europe. Hrsg. von Anna Bischof und Zuzana Jürgens. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 130.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2015. XII, 294 S., Ill. ISBN 978-3-525-37310-1. (€ 49,99.)

Die zwölf rund zwanzigseitigen Beiträge des Sammelbandes dokumentieren eine Münchener Konferenz aus dem Jahr 2011, die projektbedingt einen tschechoslowakischen Schwerpunkt setzte. Sie werden ergänzt durch sieben Kurzberichte von Angestellten oder Hörern des US-amerikanischen Senders Radio Free Europe (RFE) bzw. zwei Meinungen von Rundfunkexperten sowie durch ein Abkürzungs- und Personenverzeichnis.

Mit RFE steht ein Sender aus der Zeit des Kalten Krieges mit der vergleichsweise längsten Sendedauer im Fokus der Untersuchungen. Die Beiträge liefern solide Literaturübersichten, weisen auf Quellenbestände hin (im Herder-Institut in Marburg findet sich beispielsweise mit den dokumentierten RFE-Rundfunkberichten besonders zur Tschechoslowakei und Polen ergänzendes Archivmaterial), werten sie teilweise aus und ergänzen damit andere aktuell publizierte Forschungen zu westlich finanzierter, teils geheimdienstlich beeinflusster Radio- und Presseberichterstattung im Kalten Krieg. Diese Rundfunk- und Pressearbeit gilt als älteste, größte, teuerste und zugleich effektivste Undercover-Gegenmaßnahme gegen kommunistische Propaganda. Der vorliegende Sammelband legt hier seinen Fokus speziell auf die ostmitteleuropäische Perspektive. Nach 1989 lobten u. a. ehemalige Dissidenten wie Václav Havel oder Lech Wałęsa einhellig die Arbeit von RFE. Die historische Bewertung des Rundfunksenders variiert je nach Standpunkt zwischen „einseitiger politisch-ideologischer Einflussnahme“ (vgl. hierzu den Beitrag von Richard H. Cummings: „The Tangled Web. Central Intelligence Agency and the Crusade for Freedom and Radio Free Europe – the Early Years“) oder „einzig freier Informationsquelle im Ostblock“.

Seit Juli 1950 sendete ein Programm in den jeweiligen Nationalsprachen für die Tschechoslowakei, bald auch für Polen, Ungarn, Rumänien und Bulgarien, aber erst knapp 30 Jahre später auch für das Baltikum. Die vorliegenden Beiträge untersuchen die Gründung und Geschichte von RFE in München, wo der Sender bis zum Umzug nach Prag 1995 seinen Sitz hatte, sowie den aus den USA bis in die Bundesrepublik Deutschland reichenden Einfluss von in sich zersplitterter antikommunistischer Emigration, privaten Geldgebern und staatlichen Stellen wie der Central Intelligence Agency (CIA). Sie schildern das politische, soziale und juristische Alltagsumfeld der Arbeit und dokumentieren sowohl frühe Fernsehberichte über RFE, die den Wechsel in der Medienlandschaft bezeugen und zugleich für das „ältere“ Medium Radio werben, als auch zeitgenössische Untersuchungen zu

Wirksamkeit und Reichweite des Rundfunksenders. Spannend sind Informationen über die mitunter erregte, bis zu Bombenanschlägen in München reichende Reaktion kommunistischer Regime am Beispiel Polens, der ČSSR und Rumäniens bzw. die interne Wertschätzung von RFE selbst in hohen Kreisen von Parteifunktionären (z. B. Polens), um sich verlässlich über die Entwicklung im eigenen Land zu unterrichten. Einige Autoren nehmen ergänzend auch Radio Liberty, das 1976 mit RFE fusionierte, in den Blick.

So ergeben sich überwiegend gut lesbare Einblicke in zeitgenössische amerikanische Werbemaßnahmen für die Finanzierung des Senders oder in deutsch-amerikanische Diskussionen über den Verbleib des Senders in Bayern vor dem Hintergrund von Neuer Ostpolitik und sudetendeutscher Kritik und daraus resultierenden Absprachen über Themen, die in der Berichterstattung zu vermeiden waren. Andere Beiträge informieren über das geschickte Ausnutzen von Sendefrequenzen und die journalistische Arbeit, die vom Wert freizügiger Informationsübermittlung überzeugt war und zwischen staatlichen Vorgaben, sprachlich vielfältigen Quellen, antikommunistischer Emigrantenüberzeugung und eigenem, aus Traditionen des im Commonwealth oder in den USA geprägtem Berufsethos schwankte. Das konkrete journalistische Arbeiten im „central newsroom“ bzw. in der zerstückelten tschechisch-slowakischen Redaktion in München wird ebenso beschrieben wie die unterschiedliche Berichterstattung der rumänisch- bzw. ungarischsprachigen RFE-Abteilung über die ungarische Minderheit in Rumänien oder die Einflussnahme des Senders auf die rumänische „Entangled Revolution“ im Jahr 1989 durch gezielte Berichterstattung. Für die historische Bewertung des Senders sind die Versuche wichtig, die faktische Reichweite und Hörerfrequenz (z. B. in der ČSSR) nachträglich zu ermitteln. Die am Ende des Bandes dokumentierten Zeitzeugeninterviews (weitere Interviews flossen in die oben beschriebenen Einzeluntersuchungen ein) dienen dem gleichen Zweck. Sie liefern u. a. Informationen über den zeitgenössischen Bekanntheitsgrad des Senders, die Alltagsarbeit oder bemerkenswerte Ereignisse der Sendejahre. Ihre Auswahl erscheint etwas zufällig und sollte zu einer systematischen Sammlung ähnlicher Stellungnahmen anregen.

Marburg

Jan Lipinsky

Miroslav Vaněk, Pavel Mücke: Velvet Revolutions. An Oral History of Czech Society. (Oxford Oral History Series.) Oxford University Press. New York 2016. 264 S., Ill. ISBN 978-0-19-934272-3. (£ 22,99.)

Die Monografie der tschechischen Historiker Miroslav Vaněk und Pavel Mücke basiert auf ca. 300 Oral History-Interviews mit tschechischen Bürgerinnen und Bürgern unterschiedlicher sozialer Schichten und Berufsgruppen zu ihren Erfahrungen während der sozialistischen Zeit und nach 1989. Die Interviews wurden 2006-2013 im Rahmen unterschiedlicher Forschungsprojekte des Oral History Centers der Tschechischen Akademie der Wissenschaften in Prag geführt und sind dort auch als Audiodateien verfügbar¹. Das Buch besteht zu einem großen Teil aus Zitaten aus den Interviews. Diese werden mit quantitativen Meinungsforschungsdaten und Interpretationen der Autoren verknüpft. In der Terminologie der Sozialforschung folgt die Analyse der Interviewtexte einer inhaltsanalytischen Kategorisierung. Die Autoren fassen die Aussagen der Interviewten unter thematischen Kategorien zusammen und gehen dabei nicht auf die einzelnen Fälle ein, sondern ordnen die diversen Meinungen und Erzählungen sieben analytischen Oberbegriffen unter.

Das erste Kapitel befasst sich mit den erlebten und ersehnten Dimensionen des großen Begriffs „Freiheit“. Hier kommen sowohl Vertreter/innen intellektueller Berufsgruppen zu Wort als auch die als „little Czechs“ benannten einfachen Leute. Im zweiten Kapitel stehen Wertvorstellungen von Familie im Fokus. Das dritte Kapitel widmet sich dem Thema Freundschaft und der Frage, wie Tschech/inn/en das (kapitalistische) Ausland bewerten.

¹ Vgl. <http://www.usd.cas.cz/en/research-units/oral-history-center/> (15.11.2017).

Die Bedeutung des Themas leiten die Autoren aus dem Umstand ab, dass Tschechien in der geografischen Mitte Europas liege und seine Bewohner/innen deshalb stark auf das Ausland Bezug nähmen (S. 88). Bildung als Mittel zum sozialen Aufstieg ist zentrale Analysekategorie des vierten Kapitels. Hier wird vor allem die schulische Sozialisation aufgegriffen. Im fünften und sechsten Kapitel befassen sich die Autoren mit Arbeit und Freizeit und vergleichen Erinnerungen und Bewertungen aus sozialistischer und post-sozialistischer Zeit. Das siebte Kapitel analysiert die Kategorie „Wir und/gegen sie“ und ist ähnlich wie das erste Kapitel einem abstrakten Deutungsmuster und weniger Alltagspraktiken gewidmet.

Die Zitate der Zeitzeug/inn/en werden in den Interpretationskontext der Autoren eingebunden. Der Aufbau der einzelnen Kapitel folgt jeweils demselben Muster: Zunächst wird allgemein mit Verweis auf Zensus- oder andere statistische Daten und Sekundärliteratur die Bedeutung des Themas hervorgehoben. Anschließend werden verschiedene Aspekte des Themas in einer Kombination von Interviewzitate und Interpretationen dargestellt. Die beiden Autoren nutzen eine (philosophisch-)anthropologische Argumentation, um diese Kategorien zu rechtfertigen – Bildung oder Arbeit unterscheide den Menschen vom Tier. Hier wäre meines Erachtens eine überzeugendere sozial- oder geisteswissenschaftliche Begründung wünschenswert gewesen.

Abschließend kommen die Autoren zu dem Fazit, dass sich sozialistisches und kapitalistisches Regime nur begrenzt vergleichen ließen und jedes Individuum unterschiedliche Erinnerungen, Prioritäten und Werte habe (S. 199). Für ein Buch zur Oral History, die genau auf diese verschiedenartigen Perspektiven von Zeitzeug/inn/en abhebt, ist dies eine relativ magere Konklusion. Danach leiten die Autoren auf die Frage nach dem Umgang mit der kommunistischen Vergangenheit in einer Demokratie über. Die Pluralisierung von Erinnerungen – nostalgische Rückbesinnung auf die Zeit vor 1989 von Seiten der Zeitzeug/inn/en einerseits und vehementer Anti-Kommunismus in der jüngeren Generation andererseits – deuten die Autoren mit Bezug auf psychologische Erklärungsmodelle als ein inter-generationales Phänomen der Abgrenzung. V. und M. plädieren für das Nutzen der erreichten Freiheit und für einen demokratischen Austausch über Erinnerungen.

Das Buch bietet einen umfassenden Einblick in unterschiedliche Erinnerungen und stellt durch sein umfangreiches Material einen wertvollen Beitrag zur Oral History postsozialistischer Länder dar. Es ist jedoch meinem Eindruck nach vor allem an ein Publikum gerichtet, das sich kaum mit der Kultur und Geschichte Tschechiens auskennt.

Zentrale Thesen lassen sich nur schwer in den einzelnen Kapiteln zusammenfassen. Der vorliegende Band bietet eher im Sinne einer impressionistischen Reportage Einblicke in die sieben Themenfelder. Der Versuch der Autoren, statistische Erhebungen, die auf der Logik numerischer Häufigkeit basieren, mit den Ergebnissen der nicht-standardisierten Oral History-Interviews zu kontrastieren, erweckt den Eindruck, dass einzelne Textfragmente die statistischen Aussagen validieren könnten. Doch den beiden Verfahren liegen unterschiedliche Forschungslogiken zugrunde, welche in der Sozialforschung, auf die sich V. und M. dezidiert beziehen, ausführlich und seit langem mit ihren Herausforderungen diskutiert werden.² Die hier vorgenommene Kombination trägt meines Erachtens dazu bei, dass die Besonderheiten der einzelnen Fälle zugunsten einer Repräsentativitätslogik verloren gehen. Dies schwächt das Plädoyer für die Pluralität von Erinnerungen.

² Vgl. NICOLE BURZAN: Methodenplurale Forschung. Chancen und Probleme von Mixed Methods, Weinheim 2016, sowie UDO KELLE: Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung. Theoretische Grundlagen und methodologische Konzepte, 2. Aufl., Wiesbaden 2008.

Die Stärke des Bandes liegt darin, Alltagsmenschen eine Stimme zu verleihen und nicht nur Intellektuelle oder Oppositionelle³, sondern ein breites Spektrum von Alters- und Berufsgruppen mit unterschiedlicher Herkunft zu befragen.

Göttingen

Ina Alber-Armenat

³ Vgl. u. a. TOMÁŠ VILÍMEK: Die Opposition in der CSSR und in der DDR. Der „dissidentische Weg“ und die gegenseitige Wahrnehmung von Vertretern der tschechoslowakischen und ostdeutschen Opposition, in: ALEXANDER VON PLATO, DERS. (Hrsg.): Opposition als Lebensform. Dissidenz in der DDR, der ČSSR und in Polen, Berlin – Münster 2013, S. 279-488.

Gregor Feindt: Auf der Suche nach politischer Gemeinschaft. Oppositionelles Denken zur Nation im ostmitteleuropäischen Samizdat 1976-1992. (Ordnungssysteme, Bd. 47.) De Gruyter Oldenbourg. Berlin 2015. XII, 403 S. ISBN 978-3-11-041977-1. (€ 49,95.)

Im Zentrum von Gregor Feindts Monografie steht die theoretische Auseinandersetzung mit dem Nationsbegriff im oppositionellen Denken ausgewählter Intellektueller aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn im Spätsozialismus. Grundlage für die Untersuchung sind im Selbstverlag erschienene Texte, die eine Gemeinschaft mit oppositioneller Haltung nicht nur als gedankliches Konzept oder Utopie, sondern vor allem als Grundlage für eine „gegen“ das real existierende sozialistische Ordnungssystem gerichtete Handlung behandeln. F. identifiziert nicht nur mit der Diskursivierung des oppositionellen Denkens über die Nation eine bedeutende historiografische Forschungslücke, sondern leistet mit der Einführung von neuen Termini (wie etwa „oppositionelle Nation“ oder „oppositionelle Gemeinschaft“) und einer multiperspektivischen Analyseverfahren einen bedeutenden Beitrag zur Theoretisierung der intellektuellen Praxis einer alternativen politischen Öffentlichkeit.

Aus der Krise der Volksdemokratien und der Sackgasse, in der die Ideenwelt des Spätsozialismus stecken geblieben war, entstand um 1968 eine Neuorientierung im oppositionellen Denken der Länder Ostmitteleuropas. Ab der Gründungsphase der Opposition 1975/76 untersucht F. verschiedene Positionen politischer Gemeinschaft. Die Modelle für eine Nation, welche im kommunikativen Forum des Samizdat ausgehandelt wurden, reichen von u. a. liberalen, konservativ-religiösen und populistisch-nationalen bis hin zu auf das Individuum zurückgehenden Perspektiven. Nicht nur der Rückgriff auf das historische Verständnis von Nation in den jeweiligen Regionen (im Fall der Tschechoslowakei), sondern auch die florierende Menschenrechtsdebatte des sog. „Helsinki effect“ (S. 41) hatten eine spürbare Auswirkung auf die Formung der Gedankenwelt oppositioneller Intellektueller. Der Vf. erkennt die Bedeutung von sozio-kulturellen sowie politischen Phänomenen, wie die der Minderheitsfrage (im Fall von Ungarn), der entstehenden Zivilgesellschaft, von Freiheit, Heterogenität und Differenz sowie der Beziehung zwischen Individuum und Gemeinschaft, die in jeweils unterschiedlicher Gewichtung im oppositionellen Denken über die Nation stets aufs Neue zur Diskussion gestellt wurden. F. stellt des Weiteren fest, dass es bei der Behandlung der eben genannten Phänomene zu Überlappungen kam, und konstatiert zusammenfassend, dass „[d]as gemeinsame Reden über die Nation und die Akzeptanz von Heterogenität [...] so gemeinsame Vorstellung [ersetzte] und [...] dennoch politische Gemeinschaft“ stiftete (S. 139).

Bei seinem detaillierten Blick auf das historische Denken über die Nation in den Samizdat-Schriften thematisiert der Vf. die Spaltung in zwei Positionen: Einer vollkommenen antitotalitären bzw. antikommunistischen Abgrenzung vom autoritären Regime (im Konzept der tschechischen Nation) stand eine Einstellung gegenüber, die Dichotomien zwischen einer nationalen und einer sozialistischen Ordnung aufheben wollte (wie etwa die Überlegungen Jacek Kurońs in Polen zu einem Nationsbegriff, der integrierend und pluralistisch zugleich war und den Unterschied zwischen Staat und Opposition minderte). Letz-

teres ist ein gutes Beispiel dafür, dass es F. gelingt, die Überlappung zwischen den offiziellen und inoffiziellen Einflussbereichen im oppositionellen Denken aufzudecken und zur Diskussion zu stellen.

Ein weiteres Hauptaugenmerk des Buches liegt auf der Frage, wie sich der Nationsbegriff gestaltet, wenn „Beziehungen zu anderen politischen Gemeinschaften“ (S. 276) in den Fokus der Auseinandersetzungen rücken. Moralische, historisch bedingte und politisch sensible Sachverhalte, wie etwa die Minderheitenfrage in Ungarn oder die Zwangsmigration der Deutschen aus der Tschechoslowakei, wurden in Bezug auf die Erweiterung oder Eingrenzung, wer zur Nation gehört, verhandelt, zudem wurde auch auf die Selbst- und Fremdwahrnehmung Bezug genommen, welche die Zugehörigkeit zu einer politischen Gemeinschaft bestimmt. F. stellt fest, dass transnationale Gedankenwelten eher begrenzt als grenzenlos waren, denn „konzeptionelle und intellektuelle Berührungspunkte“ zwischen Staat und Opposition waren nicht mit der „gemeinsame[n] Aushandlung von Ordnung“ (S. 282) gleichzusetzen.

Eine der wichtigsten Leistungen des Vf. besteht, wie bereits erwähnt, in der kritisch-reflexiven Zusammenführung der Forschungserkenntnisse in den zwei Begriffen „oppositionelle Nation“ und „oppositionelle Gemeinschaft“. Die oppositionelle Nation ist demnach der „Möglichkeitsrahmen, in dem Nationsvorstellungen formuliert werden und zugleich als oppositionell gelten konnten“ (S. 291). Die Debatte über den Nationsbegriff schuf einen oppositionellen Raum der theoretischen und praktischen Erprobung – dieser Raum ist für F. die oppositionelle Gemeinschaft. Die oppositionelle Nation konstituierte sich des Weiteren aus dem „Streben nach Anerkennung des Individuums, inhaltlichem Konsens und politischer Gemeinschaft“, sie stellte zudem die „Überführung der personalistischen Wahrheit in soziale Ordnungsvorstellungen (S. 294) dar.

Abschließend spricht F. die Problematik des „grenzenlosen“, gegenseitigen Transfers der Gedankenwelten innerhalb und außerhalb des Ostblocks an: die Debatte um die Ursprünge des zivilgesellschaftlichen Diskurses (u. a. zu den verfehlten, da selektierenden und verzerrenden Rezeptionspraktiken von westlichen Intellektuellen, die meist ausgewählte liberale bzw. proto-liberale Positionen berücksichtigten und propagierten, wie etwa die von Václav Havel und Adam Michnik), die ambivalente Beziehung des oppositionellen Denkens sowie Kommunizierens zum Staat und die Transformation der oppositionellen Nation zu einem „liberal nationalism“ im politischen Denken und Handeln in den Umbruchjahren 1989/90.

F.s Buch ist eine spannende und einleuchtende Lektüre für all diejenigen, die sich für Diskursivierungsmechanismen sowie -praktiken in dem Hierarchiegefüge des real existierenden Sozialismus interessieren. Dass F. oppositionelles Denken in den 1970er und 1980er Jahren im transnationalen Vergleich analysiert, ist eindeutig als positiv zu bewerten. Dennoch lassen sich einige Mängel feststellen: Der Vf. hat zur Untersuchung z. B. weder die Akten der ehemaligen Staatssicherheitsorgane herangezogen noch einige der noch lebenden Akteure des oppositionellen Denkens (wie etwa János Kis) interviewt. Diese ergänzenden Quellen hätten F.s Erkenntnisse deutlich vertiefen können. Teile der Einleitung und Kap. 1 beinhalten für Kenner der osteuropäischen Oppositionsbewegungen keine neuen Informationen und leiden etwas unter dem Prüfungscharakter der ursprünglichen Dissertationsschrift – eine Kürzung dieser Passagen wäre vorteilhaft gewesen.

München – Wien

Katalin Cseh-Varga

Christian Domnitz: Kooperation und Kontrolle. Die Arbeit der Stasi-Operativgruppen im sozialistischen Ausland. (Analysen und Dokumente, Bd. 46.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2016. 259 S., 7 Tab. ISBN 978-3-525-35123-9. (€ 20,-)

Bei dem zu rezensierenden Werk handelt es sich um das posthum erschienene Buch des an der Behörde des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen und dem Deutschen Historischen Institut in Warschau forschenden Christian Domnitz. Untersucht werden die

Aktivitäten der Dienstseinheiten (Operativgruppen) des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR (MfS) in „befreundeten“ Ostblockländern. Ihre Hauptaufgaben bestanden darin, mit der jeweiligen Geheimpolizei und den Geheimdiensten aus dem Ostblock zu kooperieren und die eigenen Bürger, in erster Linie Touristen, im befreundeten Ausland zu überwachen. Sie dienten als eine Art „verlängerte Mauer“ in erster Linie dazu, die Flucht von DDR-Bürgern zu verhindern. Die Operativgruppen führten Inoffizielle Mitarbeiter (IM) in DDR-Auslandsvertretungen, Repräsentanzen des DDR-Reisebüros und unter Studierenden. Sie sammelten Informationen zu Ost-Westkontakten, Ausreisewünschen sowie Fluchtplänen von DDR-Bürgern (S. 57). Die Post wurde in Kooperation mit den jeweiligen Geheimdiensten aus dem sozialistischen Ausland kontrolliert (S. 60). Dienstseinheiten lieferten aber auch Informationen über Oppositionelle in den östlichen Nachbarstaaten. Vor allem Polen hatte sich nach Auffassung des MfS ab 1980/81 zu einem unzuverlässigen Partner entwickelt, der unter Beobachtung stand.

Die Studie liefert detaillierte Informationen über den Aufbau, die Struktur, Zielvorgaben, Funktionsweise und alltägliche Arbeitspraxis der Operativgruppen sowie über die Kooperation zwischen den Geheimdiensten des Ostblocks und füllt so eine Forschungslücke. Da die Akten der Operativgruppen nach der Wende oft vernichtet wurden, beruht die Arbeit vor allem auf einer Analyse der Materialien aus den Basisreferaten des MfS und der Abteilung X, die für die Beziehungen des MfS mit den kooperierenden Sicherheitsdiensten zuständig war.

Die meisten hauptamtlichen MfS-Mitarbeiter im sozialistischen Ausland bzw. ihre Familien waren über ihre Aufgabe nicht besonders erfreut. Sie blieben in der Regel nur vier Jahre im fremden Land, erwarben, wenn überhaupt, nur rudimentäre Sprachkenntnisse, hatten meist keine kulturelle Affinität zum Gastland (S. 44) und lebten aufgrund ihrer konspirativen Tätigkeiten recht isoliert (S. 48 f.). Viele Stellen in den Dienstseinheiten waren aus all diesen Gründen schwer zu besetzen.

Einige Länder werden im Buch genauer untersucht. Die Operativgruppe in der Sowjetunion überwachte DDR-Bürger (in erster Linie Studierende) und bearbeitete Bürger westlicher Staaten – vor allem aus der Bundesrepublik – in enger Zusammenarbeit mit dem KGB. Vor allem Kontakte zwischen DDR- und westlichen Studierenden galten als potenziell gefährlich. Aber auch den Studierenden aus der arabischen Welt traute man nicht wirklich (S. 69). Weiterhin wurden die DDR-Botschaft in Moskau sowie Institutionen mit wirtschaftlicher und technologischer Relevanz überwacht, so auch beim Bau der Erdgasleitung „Druschba-Trasse“ (S. 74). Die sich in der Sowjetunion befindenden zahlreichen höheren Militärakademien für DDR-Berufssoldaten und Generalstabsoffiziere wurden durch Sonderoffiziere und IM kontrolliert. Die Zusammenarbeit mit dem KGB diente der Aufklärung geheimdienstlicher Aktivitäten sog. „imperialistischer“ Geheimdienste sowie der Durchführung gemeinsamer Operationen (S. 79).

Auch die Operativgruppen in Bulgarien, Ungarn, der ČSSR und Polen werden unter die Lupe genommen. In den beiden letztgenannten Ländern ging es auch um die Bekämpfung der Aufstände und Oppositionsbewegungen. Die Operativgruppe in Prag spionierte während und nach dem „Prager Frühling“ die Staatssicherheit der Tschechoslowakei aus. Erst in den 1980er Jahren verbesserten sich die Beziehungen zwischen den beiden Institutionen. Das war für die DDR wichtig, da die meisten Fluchtversuche von DDR-Bürgern an der tschechoslowakischen Westgrenze stattfanden. Es kam zu langfristigen gemeinsamen Beobachtungsmissionen und Abwehrmaßnahmen, wobei die Operativgruppe sich oft überlegen fühlte und entsprechend handelte.

Polen war für das MfS ein noch problematischerer Fall als die ČSSR. Es gab dort am Ende der 1970er Jahre gut organisierte und vernetzte Oppositionsgruppen. Ab den 1960er Jahren hatten Mitarbeiter der MfS-Hauptabteilung X in den polnischen Archiven gearbeitet, um Material über deutsche Kriegsverbrecher zu sammeln. Damit wollte man bundesdeutsche Funktionsträger mit nationalsozialistischer Vergangenheit diskreditieren (S. 183). 1980/81 wurden aufgrund der sich zuspitzenden politischen Lage die Aufgaben der Operativgruppen

in Polen erweitert. In den 1980er Jahren verdichteten sich die Beziehungen zwischen dem MfS und seinem polnischen Pendant. In Warschau wurde eine Operativgruppe gegründet. Sie sollte Informationen sammeln und Möglichkeiten der Einflussnahme erkunden.

Im letzten Teil des Buches werden die Konsequenzen der Reformen in der Sowjetunion für die Aktivitäten der Operativgruppen analysiert. Sie führten dazu, dass das MfS dem „großen Bruder“ nicht mehr vertraute, sondern im Gegenteil immer mehr als Sicherheitsrisiko betrachtete. Gegen Ende des Jahres 1989 war die Operativgruppe in Moskau weitgehend auf sich allein gestellt. Kurz danach musste das MfS verbittert feststellen, dass Maßnahmen gegen die Flucht und die Fluchthilfe in Ungarn nicht mehr möglich waren (S. 224). Das galt auch für Polen und die Tschechoslowakei.

Der Vf. stellt im Fazit seiner Arbeit eine große Diskrepanz zwischen den vom MfS an die Operativgruppen im „befeindeten Ausland“ gestellten hohen Ansprüchen und ihrer realen Effizienz, die mit der Zeit immer begrenzter wurde, fest. Laut Autor war das MfS seinen „breiten grenzübergreifenden Überwachungsaufgaben strukturell, kognitiv und mental nicht gewachsen“ (S. 243). Die katastrophale wirtschaftliche Entwicklung der Sowjetunion und die daraus folgende Perestroika haben das „befeindete Ausland“ der DDR destabilisiert. Das ganze Überwachungssystem war dadurch nach relativ kurzer Zeit völlig überfordert. Das Buch ist hilfreich, um sowohl die enge Zusammenarbeit zwischen dem MfS und den Geheimdiensten des Warschauer Pakts als auch den spaltenden Konkurrenzgeist und das Misstrauen zwischen den angeblich befreundeten Diensten besser zu verstehen.

Rostock

Yves Bizeul

Meike Wulf: Shadowlands. Memory and History in Post-Soviet Estonia. Berghahn. New York – Oxford 2016. X, 246 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-1-78533-073-5. (\$ 90,-)

Die Neuzeithistorikerin Meike Wulf gibt sich in ihrer Monografie, deren Titel bewusst an Timothy Snyders *Bloodlands* anknüpft, auf die Suche nach dem Einfluss der kollektiven Erinnerung an Terror, Krieg und Okkupation auf das nationale Geschichtsnarrativ im postsowjetischen Estland. In ihrem „Handbuch“ für den westlichen Leser (S. 176) steht der estnische Fall stellvertretend für die Komplexität osteuropäischer Erfahrungen während des Zweiten Weltkriegs und die Widersprüche zwischen offiziell propagierten Geschichtsbildern und erfahrener Historie in der Nachkriegszeit. *Shadowlands* führt den Leser durch Erinnerungslandschaften, geprägt von Topoi kollektiven Leids und Widerstands sowie kollektiver Tabus, deren „subversives Potenzial“ (S. 15) sich entfaltet, als das Fundament der Sowjetherrschaft zu bröckeln begann. Nach Jahrzehnten ideologisch verbrämter Geschichtsklitterung drängte eine Gegenerinnerung an die Oberfläche, die, verklärt als soziales Gedächtnis einer unterdrückten Nation, den Grundstein für ein neues Geschichtsnarrativ legte.

Shadowlands lotet die Komplexität nationaler Geschichtsdiskurse im Spannungsfeld konkurrierender soziokultureller Narrative mit Hilfe autobiografischer Erzählungen aus, fokussiert dabei allerdings weniger auf ethnisch-kulturelle Bruchlinien als auf generationspezifische Unterschiede zwischen sozialen Gedächtnisgemeinschaften. Aufbauend auf Aleida Assmanns Definition des sozialen Gedächtnisses als Erinnerungsprofil einer Gesellschaft, das sich mit jedem Generationswechsel verschiebt, untersucht W. vier Alterskohorten, die von unterschiedlichen historischen Erfahrungen geprägt wurden: dem Zweiten Weltkrieg, der Nachkriegsära, der Systemtransformation und der postsowjetischen Gegenwart. Im Mittelpunkt der Studie stehen 40 Interviews, die W. Anfang des Jahrtausends im Rahmen der Forschungen für ihre Dissertation, auf der das Buch basiert, mit estnischen Historikern führte. Der Fokus auf die historische Zunft ist nicht zufällig gewählt, spielten doch Historiker als „Hüter der Erinnerung“ (S. 4) eine tragende politische Rolle während der Singenden Revolution und darüber hinaus. Ein Einblick in die Reminiszenzen und Reflexionen der Architekten des postsowjetischen historischen Narrativs soll Aufschluss ge-

ben über die „Baelemente“ kollektiver kultureller Identitäten (S. 105). Den Informanten, unter denen sich Historiker estnischer und russischer Abstammung, aber auch solche mit Exilhintergrund finden, kommt eine doppelte Rolle zu. Zum einen gewähren sie Einblicke in subjektive Erinnerungslandschaften, zum anderen beleuchtet ihr analytischer Blick auf Prozesse historischer Aufarbeitung und Umdeutung zentrale Dilemmata der nationalen Identitätsbildung in einer Post-Konfliktgesellschaft.

Mit ihrer Studie über den Einfluss des kommunikativen und kulturellen Gedächtnisses auf die nationale Identitätsbildung thematisiert W. einen zentralen Aspekt der estnischen Transformationserfahrung und liefert einen wichtigen und willkommenen Beitrag zur transdisziplinären Gedächtnisforschung in Estland. Mit ihren *Life Story*-Interviews knüpft W. an eine Tradition an, die in Estland bereits fest etabliert ist, was der Tatsache geschuldet ist, dass sich die „Gegenerinnerung“ im sowjetisch besetzten Baltikum hauptsächlich in Form mündlich tradiertener Erinnerungen entwickelte und erhielt. Die Autorin lässt den persönlichen Erzählungen ihrer Informanten viel Raum und bettet die Erkenntnisse aus den Interviews geschickt in den historischen Kontext. So ergibt sich ein vielschichtiges Bild des Lebens im „Schattenland“, der Erinnerung an Fremdherrschaft und Gewalt, an Unterordnung und Kollaboration.

Das einführende Kapitel zu den Grundlagen der Erforschung kollektiver Erinnerung und nationaler Identität lässt keinen Zweifel daran, dass W. mit der Standardliteratur bestens vertraut ist, ebenso wie mit den Werken von Pionieren der estnischen Gedächtnisforschung wie Ene Kõresaar und Aili Aareleid-Tart. Dagegen finden sich in der Literaturliste kaum Werke estnischer Historiker. Besonders deutlich wird dies im zweiten Kapitel zur Entstehungsgeschichte des estnischen Nationalbewusstseins. Erwähnung im Endnotenapparat finden Publikationen westlicher Historiker, teilweise mit deutschbaltischem oder exilestnischem Hintergrund, doch Verweise auf die relevante estnische Historiografie fehlen. Generell fällt auf, dass weder Werke der sowjetischen noch der postsowjetischen estnischen Geschichtsschreibung rezipiert werden, was angesichts der postulierten Schlüsselrolle von Historikern für Prozesse nationaler Identitätsbildung irritiert. Man mag der Autorin kaum unterstellen, ihre Interviewpartner als Informanten zu schätzen, jedoch nicht als Forscher auf Augenhöhe zu sehen. Es läge näher anzunehmen, dass W. der estnischen Sprache nicht ausreichend mächtig ist, wofür spricht, dass die Interviews entweder auf Deutsch oder Englisch und mit Hilfe von Dolmetschern geführt wurden. Trotz der unbestreitbaren Vorteile, die die Position eines unbeteiligten Außenseiters mit sich führt, stellt sich doch die Frage, ob die Antworten der Interviewpartner auf den Fragenkatalog der Autorin anders ausgefallen wären, hätte man sie in ihrer Muttersprache befragt. Angesichts der Tatsache, dass die Interviews die einzigen Primärquellen sind, auf die sich die Studie stützt, drängt sich eine weitere grundlegende Frage auf. Da die Autorin sich auf ein Interview pro Informant beschränkte, ist zweifelhaft, ob sich das für eine tiefgreifende und aufschlussreiche Erörterung kontroverser Sachverhalte wie beispielsweise der Frage nach Kollaboration notwendige Vertrauensverhältnis zwischen den Gesprächspartnern überhaupt entwickeln konnte.

Ungeachtet dieser grundsätzlichen Einwände erreicht *Shadowlands* dennoch sein selbstgesetztes Ziel. Das Buch ist eine elegant geschriebene Synthese estnischer Kriegs- und Nachkriegsgeschichte, die souverän mit Ego-Dokumenten operiert und einem breiteren Publikum die Komplexität postsowjetischer Geschichtsnarrative näherbringt. Von Interesse besonders für den informierten Leser ist der kritische Blick auf den Kampf um die Deutungshoheit nationaler Erinnerung. W. lässt keinen Zweifel daran, dass sich das Bild des Siegers, der Geschichte schreibt, nicht nur auf die Jahre der Sowjetherrschaft, sondern auch auf das erste Jahrzehnt nach Wiedererlangung der Unabhängigkeit übertragen lässt. Damit trägt sie zu einem in Estland bereits angestoßenen Diskurs bei, der das heroisierende geschichtsrevisionistische Narrativ kritisch beleuchtet und so die Abwendung von traditioneller Volksgeschichte hin zu einer offener konzipierten Landesgeschichte beschleunigt.

Fernhändler, Dynasten, Kleriker. Die piastische Herrschaft in kontinentalen Beziehungsgeflechten vom 10. bis zum frühen 13. Jahrhundert. Hrsg. von Dariusz Adamczyk und Norbert Kersken. (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, Bd. 30.) Harrasowitz, Wiesbaden 2015. 293 S., 6 Abb., 9 Tab., 2 Kt. ISBN 978-3-447-10421-0. (€ 48,-) – In den vergangenen Jahren hat die Herrschaft der polnischen Piastendynastie samt ihren Wirkverbindungen im mittelalterlichen Europa immer wieder das Interesse der mediävistischen Forschung geweckt. Maßgeblichen Anteil an dieser „Renaissance“ hatten Projekte und Veranstaltungen, die im Kontext des Deutschen Historischen Instituts Warschau durchgeführt wurden. Auch der von Dariusz Adamczyk und Norbert Kersken verantwortete Sammelband, der die Ergebnisse einer 2012 veranstalteten Tagung nun zugänglich macht, lässt sich in diesen Zusammenhang einordnen. Die Hrsg. zielen mit ihrem Band auf eine themen- und methodenübergreifende Analyse der Ausbildung und Etablierung piastischer Herrschaft. Ausgehend von ihrer einleitenden Beobachtung, dass sich in Polen zwischen dem 10. und 12. Jh. dynastische Eliten ausbildeten, „die sich durch gesellschaftliches Innovationspotenzial und Exklusivität in Hinsicht auf Reichtum, Macht und die Intensität ihrer gesellschaftlichen Beziehungen auszeichneten“ (S. 7) und deren prominente Stellung sich in enger Wechselwirkung mit regionalen Verbänden ausdrückte, nähern sich die Hrsg. dem vielschichtigen Thema aus drei Perspektiven an. Um sowohl personale als auch strukturelle Verbindungen und mithin etwaige Netzwerke beschreiben zu können, wird der Blick auf die Themenblöcke „Handels- und Silbernetzwerke“, „Dynastische Netzwerke“ sowie „Klerikale Netzwerke“ gerichtet. Ihnen sind die insgesamt 13 Einzelbeiträge zugeordnet, die von einer methodischen Einleitung der Hrsg., einem Abkürzungsverzeichnis sowie einem sorgfältigen Personen- und Ortsregister ergänzt werden. Mit diesem Zugang entsprechen die Hrsg. gänzlich ihrem Anspruch, die „Einflüsse und Bindungen, unter denen sich piastische Herrschaft im 10. bis 12. Jahrhundert konstituierte“ (S. 12), möglichst vielseitig zu erfassen und vergleichend zu analysieren. Tatsächlich entfalten die Beiträge der beteiligten Archäologen, Numismatiker und Mediävisten ein reichhaltiges Panorama, in dem Detailstudien zu den im Piastentum verwendeten Münzen, den hierfür verwendeten Ressourcen oder an ihnen rekonstruierbaren Geldströmen (Christoph Kilger, Marek Jankowiak, Peter Illisch, Adamczyk) ebenso Berücksichtigung finden wie die vielfältigen Heiratsverbindungen piastischer Fürsten und Fürstinnen mit Repräsentanten aus dem Heiligen Römischen Reich, Böhmen, Skandinavien, Ungarn oder dem Kiewer Reich (Kersken, Joanna Sobiesiak, Jakub Morawiec, Dániel Bági, Dariusz Dąbrowski). Gewissermaßen ein Bindeglied zu diesen Themenschwerpunkten stellen schließlich jene Beiträge dar, die sich mit dem piastischen Kanzleiwesen (Anna Adamska) sowie der Stellung, dem Wirken und den Verbindungen von Geistlichen (Marzena Matla, Dariusz Andrzej Sikorski, Krzysztof Skwierczyński) befassen, werden doch personale wie auch intellektuelle Querverbindungen an ihnen besonders deutlich. Die Verwendung des Begriffes „Netzwerk“ in mehreren Beiträgen wirft allerdings Fragen auf: Obgleich gerade in den vergangenen Jahren einschlägige Studien vorgelegt wurden, die sich mit der Terminologie und Methode der Netzwerkanalyse sowie ihrer Anwendbarkeit auf mediävistische Fragestellungen befassen, wird der Begriff vielerorts verwendet, ohne die zugrundeliegende Methodik für die Einzelstudien fruchtbar zu machen. Auch wäre eine Kartierung der beschriebenen Netzwerke wünschenswert gewesen, mit deren Hilfe sich gerade deren regionale Dimensionen oder Überschneidungsbereiche hätten verdeutlichen lassen. Dennoch gelingt es dem Band, nicht nur ganz grundsätzlich das Potenzial einer interdisziplinären Herangehensweise, sondern auch deren Bedeutung für den spezifischen Fall des piastischen Polen und seiner Einbindung in regionale Strukturen und Entwicklungsprozesse aufzuzeigen. Auf jene Prozesse, die zumeist mit „Herrschaftsformierung“ oder der „Ausformung staatlicher Strukturen“ umschrieben werden, eröffnet dies erfreulich differenzierte und weiterführende Perspektiven.

Heidelberg

Julia Burkhardt

Paweł Dembiński, Tomasz Gidaszewski, Tomasz Jurek, Adam Kozak, Jerzy Łojko, Paulina Łojko-Wojtyniak: Andrzej Łaskarz. Dyplomata, duchowny 1362-1426. [Andrzej Łaskarz. Diplomat, Geistlicher 1362-1426.] Wydawn. Setidava. Kraków 2014. 155 S., Ill., ISBN 978-83-87582-75-3. – Das Wirken des Posener Bischofs Andreas (Andrzej) Łaskarz (so die am häufigsten verwendete Namensvariante, die aber genau genommen „Łaskarzyce“ lauten müsste) von Goslawice hat nicht nur in Polen, sondern auch in Preußen, Ungarn, Deutschland und Italien Spuren hinterlassen. Schon unter seinen Zeitgenossen erfreute er sich hoher Anerkennung für seine Tätigkeit auf dem Gebiet der Diplomatie und des politischen Denkens. Als Bischof von Posen (1414-1426) befasste er sich zudem intensiv mit juristischen, liturgischen und vermögensrechtlichen Fragen. Diese Tatsache steht jedoch im Kontrast zu der bislang nur marginalen Erforschung seines Lebens und Wirkens. Anlässlich des Jubiläums seiner Bischofswahl wurde unter der Leitung des Posener Historikers Tomasz Jurek eine Kollektivmonografie über mehrere Aspekte seines Lebens und öffentlichen Wirkens vorgelegt. Zuerst verfolgt Tomasz Gidaszewski die Herkunft des Bischofs und dessen zuerst in Prag und dann in Padua erworbene Bildung (Doktor der Dekrete), was ihm einige Pfründe in Polen sowie hohe Ämter in der römischen Kurie und am Hof König Ruprechts von der Pfalz einbrachte. Es ist kein Wunder, dass Andrzej Łaskarz enge Kontakte zu den führenden Intellektuellen seiner Zeit (Matthäus von Krakau, Francesco Zabarella) unterhielt und auch aktiv als Diplomat des Königs von Polen tätig wurde. Seine Hauptaufgabe bestand in der Erarbeitung von Leitlinien der polnischen Politik und deren öffentlicher Rechtfertigung vor dem Papst, auf Konzilien (Pisa, Konstanz) und vor Sigismund von Luxemburg. Paweł Dembiński unterstreicht in seinem Aufsatz über die Zusammensetzung und die Veränderungen des Posener Kapitels während der Amtszeit des Bischofs vor allem dessen Streben nach besserer Ausbildung der Kanoniker sowie nach Optimierung der Diözesanverwaltung. Die große Sorgfalt, die Andreas Łaskarz trotz seiner zahlreichen diplomatischen Missionen auf diese Aufgaben verwandte, bezeugen seine fragmentarisch erhaltenen Urkunden, welche hier zum ersten Mal analysiert werden (Adam Kozak). Die von einem Posener Domherr während der Exsequien gehaltene Predigt zeichnet ein beeindruckendes Bild von der Persönlichkeit des Bischofs. Tomasz Jurek schreibt der von ihm ins Polnische übersetzten Predigt, in der die Eigenschaften des verstorbenen Bischofs ausführlich beschrieben werden, trotz aller darin vorkommenden Topoi hohe Glaubwürdigkeit zu. Ein gewisses Rätsel bleiben jedoch die Hinweise auf den nicht mehr erhaltenen Grabstein des Bischofs, der laut der Predigt an der Seite desjenigen seines Vorgängers in der Domkirche platziert gewesen sein soll. Ein anderes beachtenswertes Zeugnis über den Bischof stellt die heraldische Dekoration in der wohl von ihm selbst gestifteten Pfarrkirche in Goslawice dar. Jerzy Łojko und Paulina Łojko-Wojtyniak geben zu, dass eine Interpretation der symbolischen Bedeutung der Wappenzusammenstellung im Presbyterium sowie im Kirchenschiff sogar nach Vergleich mit ähnlichen Verzierungen in anderen Pfarrkirchen keineswegs eindeutig ist. Dennoch betonen sie den außerordentlichen Stellenwert der Zusammenstellung der Wappen, den die sich dort befindenden Wappen Papst Martins V. und der Grafen von Cilli bezeugen. Eingerahmt werden die Beiträge von zwei Aufsätzen Jureks. Der erste führt in die Epoche des Spätmittelalters ein; der letzte nimmt die gesamte Persönlichkeit des Bischofs in den Blick, für die Jurek seine unverhohlene Bewunderung ausdrückt. Das ist einerseits verständlich, andererseits würde man in einem wissenschaftlichen Text eine eher zurückhaltende Stellungnahme über eine erforschte Person erwarten. Abschließend bleibt festzuhalten, dass die rezensierte Publikation unsere Kenntnisse über Andrzej Łaskarz vor allem bezüglich seiner Rolle als Bischof von Posen grundsätzlich bereichert. Umso mehr ist zu bedauern, dass eine fremdsprachliche Zusammenfassung der Beiträge fehlt.

Brno

Přemysl Bar

Die Marienkirche in Grimmen und ihre Gemeinde. Beiträge zur Kirchengeschichte einer pommerschen Stadt. Hrsg. von Norbert Buske, Haik Thomas Porada und Wolfgang Schmidt. Ludwig. Kiel 2015. 478 S. zahlr. Ill. ISBN 978-3-86935-261-9. (€ 34,90.) – Hier liegt ein respektables Werk vor, in dem auf knapp 500 Seiten die Marienkirche im pommerschen Grimmen thematisiert wird. Anlässlich der dort im Jahr 2015 gezeigten Wanderausstellung „Leben nach Luther – eine Kulturgeschichte des evangelischen Pfarrhauses“ beschloss die Kirchengemeinde

St. Marien, einen Band zu veröffentlichen, in dem sowohl die Geschichte und Kunstgeschichte der Kirche als auch die 800-jährige Historie der Gemeinde von, salopp ausgedrückt, Otto von Bamberg bis hin zu Angela Merkel (S. 336) beschrieben werden. 17 Autoren haben zu diesem Werk beigetragen, das vom Kirchenrat i. R. Norbert Buske, dem Pastor und Superintendenten Wolfgang Schmid sowie dem Leipziger Länderkundler Haik Thomas Porada herausgegeben worden ist. Der Verlag Ludwig hat das Buch gewohnt sorgfältig verlegt – mit jeweils fast 200, teilweise großformatigen Schwarzweiß- und Farbabbildungen. In vier große Abschnitte aufgeteilt, wird zunächst durch Buske die Geschichte der Kirchengemeinde quellenkundlich aufgearbeitet. Als Teil der Schweriner Diözese, wenn auch lange Zeit vom Bistum Cammin beansprucht, gehörte die Gemeinde allerdings politisch zunächst zu Rügen, ging dann in die Teilherrschaft Pommern-Wolgast über (nach der Reformation mit dem Patronatsrecht über die Universität Greifswald). Der Abschnitt zur Kunstgeschichte beginnt mit einer minutiösen Bauforschung, die im Rahmen der Dachwerksanierung 2013/14 erfolgte – die Dendrodaten schränken den Langhausdachstuhl auf die Jahre 1366-1384 ein, während die beiden Turmseitenhallen offenbar nach der Mitte des 15. Jh. zu datieren sind (Torsten Rütz). Im Anschluss an diesen Text vermisst man eine wenigstens kurze Synthese zur architekturgeschichtlichen Betrachtung der Grimmer Marienkirche und ihrer Einbettung in den Kontext einer möglicherweise pommerschen Variante der Backsteinarchitektur Norddeutschlands. Stattdessen werden unmittelbar danach die Nebenbauten der Kirche analysiert – das Pfarrhaus, die Wirtschaftsbauten, das Diakonatshaus, das Pfarrwitwenhaus, die Küsterei und die Kirchbude (Michael Lissok). Des Weiteren werden die Orgel (Ina Altripp) und die nachreformatorischen Epitaphien sowie gemalten Bildnisse (Birgit Dahlenburg) eingehend behandelt. Die unter dem Oberbegriff „Quellen zur Kirchen- und Stadtgeschichte“ gesammelten Aufsätze betreffen die akribisch festgehaltenen Inschriften der Grimmer Marienkirche (Jürgen Herold) sowie diverse weitere aufgearbeitete Dokumente, Tagebücher oder Karten unterschiedlicher Provenienz (Stadtarchiv Stralsund, Stiftsbibliothek Linköping, Heimatmuseum Grimmen etc.); schließlich erfahren die Wappen, Siegel und Wappenepitaphe (Ralf-Gunnar Werlich, Porada), gar das seit 1905 tätige Fotoatelier Kraehmer (Karsten Kraehmer), von dem einige der heute als Bildquellen zu wertenden historischen Aufnahmen der Marienkirche stammen, eine Würdigung. Der letzte Abschnitt behandelt in acht Texten die neueste Kirchengeschichte Grimms seit der Weimarer Republik, einschließlich einer Reflexion über die Grimmer Juden und den heute nur durch einen Gedenkstein ausgewiesenen jüdischen Friedhof. Am Anfang des Bandes wird die schwierige Archivsituation heraufbeschworen (Porada) – nichtsdestotrotz haben sich alle Autoren der Originalquellen sorgfältig bedient, was noch ein Grund mehr ist, diese Publikation zu würdigen.

Gdańsk – Leipzig

Tomasz Torbus

Der Altkreis Oberglogau im Karolinischen Steuerkataster von 1722/26 = Historyczny powiat glogówecki w Katastrze Karolińskim z lat 1722/26. (Historische Kommission für den Kreis Neustadt, Oberschlesien e. V. Landeskundliche Schriftenreihe, Bd. 9.) Senfkornverlag, Görlitz 2016. 608 S., Kt. ISBN 978-3-935330-38-1. (€ 10,-,-) – Das Karolinische Steuerkataster für den Altkreis Oberglogau aus den Jahren 1722-1726 ist eine einzigartige Quelle. Es gleicht einer detaillierten Momentaufnahme seiner damaligen Bewohner hinsichtlich ihrer Eigentumsverhältnisse. Herausgegeben wurde dieses Werk von einer Gruppe von Autoren, die sich in der Historischen Kommission des Kreises Neustadt in Oberschlesien engagieren. Sie haben den Wert dieser einmaligen Quelle erkannt und in die Entzifferung des Steuerkatasters über 10 Jahre gemeinschaftlicher Arbeit investiert. Bei dem Steuerkataster handelt es sich um eine Bestandsaufnahme für Kaiser Karl IV. Dargestellt wird, wer in seinem Land Schlesien welche Vermögenswerte versteuern konnte. Das Buch stellt daraus die steuerpflichtigen Landeigentümer im Altkreis Oberglogau (später der östliche Teil des Kreises Neustadt/OS) vor. Zu jedem Ort erfolgt vorab eine kurze, profunde Dorfgeschichte. Sogar ohne die erhellenden Einblicke aus dem Steuerkataster ist das Buch deshalb enorm informativ, weil nirgends sonst historische „Steckbriefe“ jeden einzelnen Dorfes zu finden sind. Für sich genommen bietet der allgemeine Teil eine aussagekräftige Übersicht über die Eigenart und die Vielfalt im gesamten Altkreis Oberglogau. Man erfährt, welche Verhältnisse dieser Übergangsregion eher für Niederschlesien und welche eher für Oberschlesien typisch sind. Bemerkenswert ist der fundierte Exkurs über die besondere Sprachsitua-

tion. Das Miteinander von deutschem und „polnischem“ schlesischem Dialekt im Altkreis Ober-glogau fällt dabei besonders ins Auge. Für den Leser sind die beigegefügte Landkarte von 1736 und die ausführlichen Register für Orte und Namen sehr hilfreich. Die Einführung wie auch die Einleitungen für die einzelnen Orte sind parallel in deutscher und in polnischer Sprache verfasst. Leider erfasst das Kataster ausschließlich bäuerliche Grundeigentümer. Bei dem Bild, das vor dem geistigen Auge des Lesers lebendig wird, vermisst man die andere Hälfte der damaligen Bevölkerung: Landarbeiter und Frauen kommen zu kurz. Ferner liegen weder Daten über die Stadt Ober-glogau noch über die adeligen Güter im Kreis vor. Dennoch wird das Buch Geschichtsinteressierten, und besonders Genealogen, Anregung und so manche neue Entdeckung bieten. Die Publikation des Karolinischen Katasters wird hoffentlich weitere Forschungen nach sich ziehen.

Köln

Peter Ernst

Hans-Erich Volkmann: Die Polenpolitik des Kaiserreichs. Prolog zum Zeitalter der Weltkriege. Ferdinand Schöningh. Paderborn 2016. 517 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-506-78433-9. (€ 44,90.) – Das vorliegende Werk ist parallel zu der fünfbandigen *Deutsch-Polnischen Geschichte* der WBG Darmstadt erschienen. In einer Rezension zu deren drittem Band äußerte ich den Wunsch, es möge doch auch eine Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen erscheinen, die stärker vor deutschem als vor polnischem Hintergrund erzählt wird.¹ Ich wusste nicht, dass Hans-Erich Volkmann ein solches Werk, wenn auch in einem engeren zeitlichen Rahmen, gerade vollendete. Auf Basis von gedruckten Quellen und Erinnerungen sowie einer umfangreich ausgewerteten Sekundärliteratur setzt sich V. für den Zeitraum 1871-1918 äußerst detailliert mit den diplomatischen Verwicklungen sowohl zwischen den Teilungsmächten als auch – im Vorfeld des Ersten Weltkriegs – weiteren Staaten wie Großbritannien und Frankreich auseinander. Ausführlich geht V. aber auch auf die Sprach-, Ansiedlungs- und Schulpolitik der preußischen Regierung gegenüber der polnischen Bevölkerung ein. Inwiefern diese zumeist diskriminierenden (und gut erforschten) Maßnahmen aber tatsächlich einen „Prolog zum Zeitalter der Weltkriege“ (und damit letztlich zur nationalsozialistischen Vernichtungspolitik) bildeten, bleibt leider unklar und kommt über einige Hinweise zum Wirken Alfred Hugenbergs oder dem Überlegenheitsdünkel deutschnationaler Kreise nicht hinaus. Das ist umso bedauerlicher, als der Vf. mit den militärpolitischen Erwägungen in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg bestens vertraut ist. Er findet aber kaum einmal zu einer These, die sich von der bisherigen Forschung prägnant abheben würde. Dies gelingt ihm nur ganz vereinzelt und in Ansätzen, wenn er etwa Fritz Fischers These von einer „zielstrebigem ost-territorialen Expansion“ (S. 338) zurückweist oder ein gemeinsames Vorgehen von Generalfeldmarschall Paul Hindenburg und Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg bezüglich der Proklamation des Königreichs Polen 1916 bestreitet (S. 307). Insgesamt aber fehlt es der Darstellung an einer klaren Intention: Da V. keine eigenen Archivstudien betrieben hat (zeitgenössische Presse und Dokumente zitiert er fast ausschließlich aus zweiter Hand), kann er auf den knapp 500 engbedruckten Seiten nichts wirklich Neues zeigen. Um aber andererseits nach dem Vorbild der *Deutsch-Polnischen Geschichte* bereits Bekanntes prägnant zusammenzufassen, fehlen eine klare Fragestellung und der Wille, sich auf das Wesentliche zu beschränken. Der in Form von Endnoten gestaltete Anmerkungsapparat schließlich, das muss man so deutlich sagen, ist ein Ärgernis. Da V. insbesondere in der ersten Hälfte seiner Darstellung immer wieder Zitate und Aussagen ohne Nennung des jeweiligen Urhebers anführt, muss man beim Lesen häufig im Anmerkungsteil blättern, um die betreffende Person zu identifizieren. Dabei gerät man schnell ins Grübeln: Kap. 1 enthält 32 Anmerkungen (S. 33), es sind aber nur 20 Endnoten angeführt (S. 467). Kap. 2 enthält 64 Anm. (S. 63) bei 65 Endnoten (S. 469), und dabei ist nicht etwa eine überzählige Endnote angehängt worden, sondern bereits Anm. 60 (S. 61) scheint sich auf Endnote 61 (S. 469) zu beziehen. In Kap. 9 wird es

¹ CHRISTOPH SCHUTTE: Rezension zu JÖRG HACKMANN, MARTA KOPIJ-WEISS: Nationen in Kontakt und Konflikt. Deutsch-polnische Beziehungen und Verflechtungen 1806-1918, Darmstadt 2014 (WBG Deutsch-Polnische Geschichte, 3), in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 65 (2016), S. 442-443, hier S. 443.

noch verwirrender: Eine auf Französisch [!] zitierte Duma-Rede (Anm. 115, S. 286) wird mit Endnote 116 (S. 479) belegt, während sich die Anm. 201 (S. 316) ganz offenbar auf Endnote 199 (S. 481) bezieht – mal liegen die Endnoten in Führung, mal die Anmerkungsnummern. Dass zum Kapitelende beide wieder übereinstimmen, überrascht mehr, als dass es versöhnt. Bei allem Respekt vor dem sicherlich enormen Arbeitsaufwand, den der Vf. in seine Studie investiert hat: So kann man Wissenschaft nicht präsentieren.

Marburg

Christoph Schutte

Jerzy Tomaszewski: Żydzi w II Rzeczypospolitej. [Juden in der Zweiten Republik.] Hrsg. von Artur Markowski und Szymon Rudnicki. (Klasyki historiografii warszawskiej.) Wydawnictwo Neriton. Warszawa 2016. 444 S. ISBN 978-83-7543-410-1. (PLN 45,-) – Jerzy Tomaszewski (1930–2014) gehörte fraglos zu den besten Kennern der Geschichte der Zweiten Polnischen Republik und zugleich zu den produktivsten Autoren in diesem Feld. Er begann seine Karriere als Wirtschaftshistoriker, wandte sich aber bald den nationalen Minderheiten im Polen zwischen den Weltkriegen zu. Auch die Geschichte der Tschechoslowakei und Bulgariens gehörten zu seinem breitgefächerten Interessengebiet. Doch während er zu all diesen Themen, neben zahllosen kürzeren Forschungsarbeiten, auch Monografien vorlegte, fehlt eine solche für jenes Thema, das seit den 1980er Jahren immer stärker ins Zentrum seines Schaffens rückte: die Geschichte der Juden in der Zweiten Republik.¹ Umso verdienstvoller ist es, dass Artur Markowski und Szymon Rudnicki nun eine Sammlung seiner verstreuten polnischen und englischen Aufsätze zu diesem Thema herausgegeben haben. Neben zwei bisher unveröffentlichten Texten aus T.s Nachlass enthält der Band sechzehn verstreute Beiträge aus wissenschaftlichen Zeitschriften und Sammelbänden, die zwischen 1964 und 2007 erschienen sind. Darunter finden sich statistische Arbeiten etwa zur Verteilung der Juden in Ostmitteleuropa oder zu den jüdischen Arbeitern, Überblicksdarstellungen etwa zur materiellen Lage der polnischen Juden oder zu deren Rechten als polnische Staatsbürger in der Zwischenkriegszeit sowie solche zur Haltung der katholischen Kirche oder des Premierministers Władysław Grabski gegenüber den Juden. Auch vergleichsweise kleinteilige Fragestellungen, wie etwa zur Situation der polnischen Juden in Leipzig oder zu jüdischen Landwirten, werden in den im Band enthaltenen Studien bearbeitet. Ein Text von 1986 zu methodischen Fragen bei der Untersuchung der Geschichte der Juden in der Zweiten Republik und ein von 1997 stammender Beitrag zur Geschichte der Juden als integraler Bestandteil der Geschichte Polens führen einerseits indirekt vor, wie sehr sich die Forschung auf diesem Gebiet seither, insbesondere auch dank T.s Rolle als akademischer Lehrer und Wissenschaftsorganisator, entwickelt hat. Andererseits erinnern sie daran, dass manche darin aufgeworfenen Fragen auch zwanzig oder dreißig Jahre später noch relevant sind. Insgesamt zeigen die Aufsätze nicht nur die umfassende Quellenkenntnis ihres Autors, sondern auch dessen Fähigkeit, diese zu interpretieren, was nicht zuletzt auch die dahingehenden Schwächen manch neuerer historiografischer Arbeiten aufzeigt. Abgerundet wird der Band durch einen autobiografischen Text aus dem Jahr 2013, einer biografischen Skizze der beiden Hrsg. und einer umfassenden Würdigung seines Beitrags zur Erforschung der Geschichte der polnischen Juden durch Konrad Zieliński. Mit Bedauern bleibt lediglich festzustellen, dass die beiden Hrsg. bei der Durchsicht der offenbar retro-digitalisierten Texte nicht die umfassende Gründlichkeit an den Tag gelegt haben, für die Jerzy Tomaszewski bekannt war. Sonst wäre ihnen sicherlich nicht entgangen, dass dieser nicht vom Weg der polnischen Juden in „Józef Piłsudski’s Regions“ (S. 184) schrieb, sondern von jenem in dessen „Legions“. Dennoch ist ihnen für die Herausgabe dieses Bandes zu danken.

Praha

Stephan Stach

¹ Abgesehen vom ausführlichen Kapitel „Niepodległa Rzeczpospolita“ in der unter seiner Leitung entstandenen Kollektivmonografie JERZY TOMASZEWSKI (Hrsg.): Najnowsze dzieje Żydów w Polsce w zarysie (do 1950 roku) [Ein Abriss der neuesten Geschichte der Juden in Polen (bis 1950)], Warszawa 1993, S. 141–269.

Jüdischer Widerstand in Europa (1933-1945). Formen und Facetten. Hrsg. von Julius H. Schoeps, Dieter Bingen und Gideon Botsch. (Europäisch-jüdische Studien. Beiträge, Bd. 27.) De Gruyter Oldenbourg. Berlin – Boston 2016. XIII, 349 S., Tab. ISBN 978-3-11-041512-4. (€ 99,95.) – Der Sammelband enthält 17 Beiträge einer Konferenz vom April 2013, die dem jüdischen Widerstand gegen die nationalsozialistische Vernichtungspolitik galt. Gewidmet ist er dem 2012 verstorbenen Arno Lustiger, der hierzu erste Veröffentlichungen vorgelegt hatte. Ihn würdigt Julius H. Schoeps in seinem einführenden Essay. Peter Steinbach geht es sodann um eine Einordnung des Widerstands von Juden – vor allem im Dritten Reich – in den Kontext des Gesamtgeschehens. Anschließend kommt in drei Beiträgen der jüdische Widerstand in Polen zur Sprache. Melanie Hembera beschreibt Widerstandsakte in der südpolnischen Stadt Tarnów. Dort entzogen sich zahlreiche Verfolgte ihrem Abtransport, indem sie sich innerhalb des Gettos verbargen. Andere suchten Rettung in der Flucht auf die sogenannte arische Seite, wo sie – in der Regel vergebens – in Verstecken oder unter einer nichtjüdischen Identität zu überdauern versuchten. Dazu brauchte es nicht nur „Courage“, wie die Vf. mehrmals betont, sondern auch eine gute Kenntnis der Lebensgewohnheiten und des Sprechverhaltens unter den Polen. Markus Roth schildert die Taten der hierzulande wenig bekannten Jüdischen Kampforganisation in Krakau. Sie entstand im November 1942 aus dem Zusammenschluss der von Adolf Libeskind, Szymon Draenger und seiner Frau Gusta Dawidsohn-Draengerowa, Deckname: Justyna, geführten Krakauer Gruppe des Jugendbunds Akiba und einer von Hersz Bauminger angeführten, aus Kommunisten und Angehörigen der Jugendorganisation Haschomer Hazair zusammengesetzten Widerstandsgruppe.¹ Roth spiegelt deren Handlungen zunächst in den Reaktionen der deutschen Besatzer – die Überfälle und Angriffe auf Vertreter der Besatzungsmacht riefen unter ihnen erhebliche Beunruhigung hervor. Nach mehreren Anschlägen im Dezember 1942 wurde die Widerstandsgruppe von der Gestapo rasch zerschlagen und ihre Mitglieder fast alle ermordet. Justynas auf Toilettenpapier geschriebener Bericht wurde von Häftlingen aus dem Gefängnis geschmuggelt und später auf Polnisch und Deutsch veröffentlicht.² Mit dem Widerstand in den Massentötungsanlagen der „Aktion Reinhardt“ befasst sich Sara Berger. Im Unterschied zu Belzec ist es in den Vernichtungslagern Treblinka und Sobibór 1943 zu Häftlingsaufständen gekommen, bei denen Deutsche und einige ihrer Helfer getötet wurden. Zudem ermöglichten die Aufstände Massenfluchten, denen es zu verdanken ist, dass eine gewisse Anzahl bis zum Ende der Besatzung überlebte und somit Zeugnis ablegen konnte. Weitere Beiträge beschäftigen sich mit Jugoslawien, Westeuropa und dem Deutschen Reich. Alles in allem schöpft der Sammelband das Potenzial seines Themas kaum aus. So ist es nicht nur befremdlich, dass es keinen Beitrag über den Warschauer Getto-Aufstand gibt; auch Orte des Widerstands im damaligen Ostpolen bleiben ebenso ungenannt wie widerständige Unternehmungen in kleineren Ortschaften unterhalb der Schwelle des bewaffneten Kampfes, wie etwa in Gniewosów.³ Unbeachtet bleibt zudem der Kontext, etwa dass allein aufgrund der spezifischen Situation der rund drei Millionen Juden als eigener nationaler Gruppe in Polen sich der Widerstand hier auf eine ganz lebendige Tradition stützen konnte, die sich gerade in den Vorkriegsjahren verstärkt artikuliert hatte – in der Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus in Polen wie auch mit der nationalsozialistischen Judenfeindschaft bei den Nachbarn im Westen. Es wäre wünschenswert, dass das Thema möglichst bald in umfassenderer Weise erforscht und dargestellt würde, und zwar unter Einbeziehung bislang nicht ausgewerteter Quellen, damit dann eine möglichst große Vielzahl an Aspekten und Ereignissen Berücksichtigung findet.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

¹ Vgl. die Dokumente in SUSANNE HEIM, ULRICH HERBERT u. a. (Hrsg.): Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945. Bd. 9: Polen. Generalgouvernement August 1941 bis 1945, bearb. von KLAUS-PETER FRIEDRICH, München 2014, S. 553, Dok. 193, und S. 724 f., Dok. 265.

² GUSTA DAWIDSOHN-DRAENGEROWA: Pamiętnik Justyny [Justynas Tagebuch], hrsg. von JÓZEF WULF, Kraków 1946; DIES.: Tagebuch der Justyna, in: Im Feuer vergangen. Tagebücher aus dem Ghetto, aus dem Poln. übertragen von VIKTOR MIKA, Berlin 1958, S. 167-298.

³ HEIM/HERBERT (wie Anm. 1), S. 264 f., Dok. 68.

Uwe Kaminsky, Thomas Roth: Verwaltungsdienst, Gesellschaftspolitik und Vergangenheitsbewältigung nach 1945. Udo Klausas, Direktor des Landschaftsverbandes Rheinland (1954-1975). Metropol. Berlin 2016. 633 S. Ill. ISBN 978-3-86331-310-4. (€ 39,-) – Die sehr ausführliche Studie über die Biografie und Berufskarrieren des Verwaltungsjuristen Udo Klausas (1910-1998) geht auf einen Forschungsauftrag der Ruhr-Universität Bochum und des Kölner NS-Dokumentationszentrums zurück. Dessen Ausgangspunkt waren zwei Kontroversen: um Klausas Rolle als Landrat bei der „Germanisierung“ in dem an Oberschlesien angeschlossenen Kreis Będzin Anfang der 1940er Jahre und als langjähriger Direktor des Landschaftsverbandes Rheinland, als der er u. a. für die Situation in den von dieser Körperschaft getragenen Heimen und Anstalten verantwortlich war. Klausas war Spross einer angesehenen katholischen Familie aus dem oberschlesischen Leobschütz, wo sein Vater Landrat war. Udo Klausas trat 1932 in die SA und im Februar 1933 in die NSDAP ein. Drei Jahre später veröffentlichte er die antijüdische Schrift *Rasse und Wehrrecht*. Seit 1938 war er in den eroberten Gebieten tätig, Anfang 1940 im Raum Posen. Im Februar 1940 stieg er als Nachfolger von Dr. Hans Grotjan zum Chef der Zivilverwaltung im Landratsamt Będzin auf. Von 1942 an nahm er am Krieg teil. Die Vf. berufen sich in den Ausführungen zu „Herkunft, Ausbildung, soziale und politische Prägungen“ und zur „Berufssozialisation als Regierungsbeamter im Nationalsozialismus“ unter dem Aspekt von „Verwaltung und Verbrechen“ auf die vorliegenden Befunde.¹ Nach Kriegsende tauchte Klausas – dem als ehemaligem Politischen Leiter des NS-Staats ein sogenannter „automatischer Arrest“ drohte – unter, und 1948 wurde er in Olpe von einem verständnisvollen Entnazifizierungsausschuss entlastet. In der CDU fand Klausas danach eine neue politische Heimat. Sein Berufsweg in der Bundesrepublik erreichte 1954 seinen Höhepunkt, als er mit großer Mehrheit zum Direktor des Landschaftsverbandes Rheinland gewählt wurde. Vor diesem Hintergrund wollen die Autoren der Frage nachgehen, ob Gedanken und Haltungen, die sich bei Klausas vor 1945 zeigten, nach 1945 nachwirkten und Einfluss auf seine Arbeit als Landesdirektor hatten. Was also war „von dem ‚Nazi-Landrat‘ (Mary Fulbrook) in der Bundesrepublik übrig geblieben?“ (S. 13). Dabei geraten die Jahre seiner „halblegalen Existenz“ (S. 45) unmittelbar nach 1945 in den Blick, geprägt von seiner Neuorientierung und Reintegration in der Nachkriegszeit, die in seinen „Wiedereinstieg in Beruf und bürgerliches Leben“ mündeten (S. 50). Den Schwerpunkt bildet freilich Klausas Tätigkeit als Landesdirektor, als verdienstvoller „konservativer Modernisierer“ und „letzter Preuße am Rhein“ (S. 582, 584). „Udo Klausas und die Vergangenheit“ ist ein weiterer Abschnitt überschrieben, der sich mit Klausas Auseinandersetzung mit der (eigenen) NS-Vergangenheit zwischen Selbstrechtfertigung und Selbsthistorisierung befasst und dabei diverse Lebenserinnerungen aus unterschiedlichen Phasen der Nachkriegsjahre analysiert. Sie bestärken die Vorbehalte, die Klausas späteren eigenen Deutungen seiner Karriere als NS-Funktionär entgegenzubringen sind. In ihrer Zusammenfassung resümieren die Vf., dass „für die deutsche Gesellschaft nach dem ‚Zusammenbruch‘“ nicht nur das „Beschweigen der Vergangenheit [...], sondern auch die wortreiche Erläuterung und Bagatellisierung“ typisch gewesen seien (S. 515). Ansonsten standen diese Nachkriegsjahre im Zeichen einer „Abgrenzung zum ‚Osten‘“ und Wendung nach Westen, welcher der „Antikommunismus als Leitformel“ diente (S. 579). Mit der Betonung wichtiger Momente des gesellschaftlichen und mentalen Umbruchs der späten 1960er und frühen 1970er Jahre vermag diese Mikro-Studie letztlich einen doppelten Beitrag zum Kontinuitätsproblem der Bonner Republik zu leisten – zur Anverwandlung des aus der Nazi-Diktatur übernommenen Erbes und zu dessen Hinterfragung und Überwindung. Ein Personenregister beschließt diese sorgfältig argumentierende Veröffentlichung zur noch lange nicht ausgeforschten bundesdeutschen Erinnerungskultur.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

¹ Aufgearbeitet hat diesen Lebensabschnitt Klausas MARY FULBROOK: *A Small Town Near Auschwitz. Ordinary Nazis and the Holocaust*, Oxford 2012; deutsche Fassung: *Eine kleine Stadt bei Auschwitz. Gewöhnliche Nazis und der Holocaust*, Essen 2015.